

Das Meer ist der Feind, das Schiff ist der Freund, sagt der Seemann. Und seekrank wird jeder Kapitän einmal.

DOSSIER > SEITEN 5-8



BILD: MATTHIAS SÖLTER

reformiert.

Kirchenbote / Kanton Zürich

EVANGELISCH-REFORMIERTE ZEITUNG FÜR DIE DEUTSCHE UND RÄTOROMANISCHE SCHWEIZ

NR. 10.1 | OKTOBER 2014
www.reformiert.info

INFOS AUS IHRER KIRCHGEMEINDE > BEILAGE



BILD: ALEXANDER EGGER

PORTRÄT

Verkäufer und Helfer

MAXE SOMMER. Nach Auktionen findet der Emmentaler Galerist manchmal Tausendernoten in der Manteltasche. Er verkauft Kunst für den guten Zweck. Seine Kunden sind bekannt aus Funk und Fernsehen. > SEITE 12



BILD: URSULA MÜLLER

Ein Notausgang für Lebenssatte? Die Diskussion um den erleichterten Alterssuizid ist lanciert

KOMMENTAR

FELIX REICH ist «reformiert.»-Redaktor in Zürich



Die Verpflichtung bleibt bestehen

VERANTWORTUNG. Das Resultat lässt kaum Fragen offen. Eine Mehrheit will einen Notausgang, wenn das Leben zur schweren Bürde wird. Sie verlangt Selbstverantwortung im Leben und im Sterben. Sterbehilfe ist nicht mehr Nothilfe nach einem Gewissenskonflikt, sondern ein Angebot. Auf Ratschläge der Kirchen kann das Volk verzichten. Ihr Einwand, institutionalisierte Sterbehilfe sei gefährlich, da Menschen Ebenbilder Gottes seien, hat keine Chance.

WÜRDE. Schweigt die Kirche besser? Nein. Aber sie muss so reden, dass sie verstanden wird. Christlich ist es nicht, mit dem Finger auf Leidende zu zeigen: Du bist Ebenbild Gottes, also musst du den Schmerz aushalten. Gemeint ist: Der Mensch verliert seine Würde – seine Ebenbildlichkeit Gottes – nie. Wie verzweifelt seine Lage auch sein mag. Davon zeugt der Weg Christi bis ans Kreuz.

LIEBE. Die Botschaft verpflichtet, sich leidenden Menschen zuzuwenden. Ihnen die Gewissheit zu geben, dass Bedürftigkeit und der Verlust der Autonomie ihre Würde nicht relativieren. Christen sind aufgerufen, Menschen die Angst zu nehmen, nichts mehr wert zu sein, wenn sie allein nicht zurechtkommen. Darum braucht es die Kirche in der Debatte um den Alterssuizid, selbst wenn sie Minderheitenpositionen vertritt. In Wort und – vor allem! – Tat.

Bevölkerung will Alterssuizid erlauben

STERBEHILFE/ Die repräsentative Umfrage von «reformiert.» zeigt: Der Alterssuizid ist mehrheitsfähig. Das Volk will Eigenverantwortung bis in den Tod.

Eine klare Mehrheit der Schweizer Bevölkerung würde die Möglichkeit eines erleichterten Alterssuizids begrüssen. Das ergab eine telefonische Umfrage bei 1004 Personen der deutsch- und französischsprachigen Schweiz, die Léger Schweiz im Auftrag von «reformiert.» im August durchführte. Demnach finden 68 Prozent der Befragten die Möglichkeit zum erleichterten Alterssuizid «eher gut» oder «sehr gut». Vor allem die älteste befragte Altersgruppe zwischen 55 bis 74 Jahren will eine liberale Lösung. Dass sie selbst einmal vom Altersfreitod Gebrauch machen, können sich 51 Prozent vorstellen.

Definitiv lanciert wurde die Diskussion um erleichterten Alterssuizid mit der Generalversammlung von Exit im Mai 2014. Die Sterbehilfeorganisation erweiterte ihre Statuten mit dem Satz: «Exit engagiert sich für den Altersfreitod und setzt sich dafür ein, dass betagte Menschen einen erleichterten Zugang zu Sterbemitteln haben sollen.»

ETHIK. Zurzeit darf Exit die Sterbehilfe nur für hoffnungslos Kranke oder schwer leidende Menschen leisten. Bei einem erleichterten Alterssuizid hingegen könnten auch jene Menschen ein tödliches Rezept erhalten, die gar nicht krank sind, sondern alt und lebensatt. Damit stellen sich neue ethische Fragen. Zum Beispiel: Wo genau soll die Altersgrenze für den erleichterten Suizid gezogen werden? Die repräsentative «reformiert.»-Umfrage zeigt hierzu kein klares Ergebnis, die Stimmen für eine Grenze bei 60, 70 oder 80 Jahren sind etwa gleich stark.

In eine ethische Grauzone stösst auch die Frage nach dem gesellschaftlichen Druck auf alte oder pflegebedürftige Menschen vor. Diese könnten bei

einem erleichterten Zugang zum Sterbemittel meinen, sie müssten rasch und kostengünstig sterben. 65 Prozent der Befragten kann diesem Argument jedoch gar nichts oder eher nichts abgewinnen. Auch dass weniger Menschen den Schritt ins Alterheim wagen, sondern stattdessen Suizid begehen würden, glaubt nur eine Minderheit von 23 Prozent.

RELIGION. Überwältigender Zuspruch erhält dagegen das Argument der Selbstbestimmung: Menschen sind für sich selbst verantwortlich, deshalb sollen sie auch im Sterben diese Eigenverantwortung wahrnehmen. 77 Prozent der Bevölkerung stimmt hier eher oder sehr zu. Dagegen verblasst für die Mehrheit der Einfluss gesellschaftlicher Autoritäten: Die Lehre einer Kirche zum Alterssuizid halten nur 27 Prozent für eher oder sehr wichtig. Religion solle dem Menschen in Suizidfragen keine Vorschriften machen, finden 71 Prozent.

Klassisch religiöse Argumente, die meist gegen Sterbehilfe und insbesondere den Alterssuizid plädieren, stossen ohnehin auf Zurückhaltung. Das Argument etwa, unser Leben wurde uns geschenkt, deshalb dürfen wir es nicht selbst beenden. 65 Prozent halten es für gar nicht oder wenig überzeugend. Und die These, dass Menschen als Ebenbilder Gottes sich nicht selber töten dürfen, lehnen sogar 76 Prozent ab. Aber es gibt eine Ausnahme. 63 Prozent der Bevölkerung können den Gedanken bejahen: Leiden und Bedürftigkeit gehören zum Menschen, deshalb sollten leidende Menschen nicht unter Druck geraten, sich das Leben nehmen zu müssen. Dieses Argument zumindest ist identisch mit dem christlichen Menschenbild. **REINHARD KRAMM**

ALTERSSUIZID

Die Debatte zur Umfrage

EXIT. Die Exit-Ärztin Marion Schaefli diskutiert mit Frank Mathwig, Ethiker beim Kirchenbund, über die Resultate der «reformiert.»-Umfrage und die möglichen Konsequenzen einer Ausweitung der Sterbehilfe. > SEITE 3



BILD: ZYG

PFARRVEREIN

Beruf und Berufung

JUBILÄUM. Der Pfarrverein der Schweiz feiert seinen 175. Geburtstag. Gelegenheit für ein Gespräch zwischen einer Pfarrerin und einem Pfarrer über Beruf und Berufung, Duzen und Siezen, Talar und Bürozeiten. > SEITE 4

KIRCHGEMEINDEN

BEILAGE. Alles Wissenswerte über Ihre Kirchgemeinde lesen Sie in der «reformiert.»-Beilage. Ihr Kirchgemeindedirektoriat orientiert Sie, wann die Gemeindeformulare jeweils erscheinen.

NACHRICHTEN

EVP kämpft gegen Embryontests

REFERENDUM. Die EVP ergreift gegen die Änderung des Fortpflanzungsmedizingesetzes das Referendum. Sie reagiert auf den Entscheid des Ständerates, der nun wie der Nationalrat Chromosomentests im Labor zulassen will. Die EVP fürchtet, dass der Selektionsdruck weiter steigt, wenn das Erbgut von künstlich erzeugten Embryonen durchleuchtet wird. **FMR**

Basler Pfarrerin predigt am besten

KIRCHENBUND. Caroline Schröder Field, Pfarrerin am Basler Münster, ist erste Trägerin des Predigtpreises. Der Preis für Beiträge aus der welschen und italienischsprachigen Schweiz geht an Isabelle Ott-Bächler aus Neuenburg. Die vom Kirchenbund verliehenen Preise sind mit 1000 Franken dotiert. Die Jury beurteilte 245 Beiträge. **FMR**

Muslime zeichnen Badener Pfarrer aus

INTEGRATION. Der Verband Aargauer Muslime ehrte Stefan Blumer mit dem Integrationspreis. Der reformierte Pfarrer von Baden sei ein «Kämpfer für Gerechtigkeit und Brückenbauer», erklärte Verbandspräsident Halit Duran. **AHO**

Spende für die Flüchtlinge im Irak

REFORMIERT. Der Trägerverein «reformiert.zürich», der die Zürcher Ausgabe der Zeitung «reformiert.» herausgibt, hat eine Spende in der Höhe von 20 000 Franken für das Hilfswerk Capni gesprochen. Das christliche Hilfswerk unterstützt christliche Gemeinden im Nordirak. Zurzeit leistet es den Menschen Nothilfe, die vor der Miliz «Islamischer Staat» flüchten mussten. **FMR**

AUCH DAS NOCH

Wenn die Kirche plötzlich schweigt

GLOCKEN. Im Gezänk um das Glockengeläut haben die Reformierten im Winterthurer Quartier Veltheim eingelenkt. Im Gegensatz zu den sechs anderen Kirchgemeinden der Stadt lassen sie nachts die Glocken pausieren. Ausgerechnet ein konfessionsloser Kirchenachbar litt unter Entzugeserscheinungen. Der Ingenieur entwickelte nun eine App. So kann das früh aufstehende Ehepaar weiterhin mit dem vertrauten Fünfuhrgekläut aufwachen, das nicht mehr im nahen Kirchturm, sondern im Telefon auf dem Nachttisch erklingt. **BU**



Erlebnis Konfirmationsunterricht: Konfischüler in Trüllikon verzieren eine Taufkerze

Gutes Zeugnis für die Unterrichtenden

KONFIRMATION/ Jugendliche interessieren sich zuweilen mehr für lebensnahe Themen als für religiöse Fragen. Aufmerksame theologische Bildung kann beides verbinden.

«Die Kunst besteht darin, lebensweltliche Themen mit glaubensbezogenen Fragen zu verknüpfen.» Das sagt Theologieprofessor Thomas Schlag von der Universität Zürich zum Konfirmationsunterricht. Jugendliche seien sehr wohl bereit, sich auf solche Fragen einzulassen, wenn dabei die Atmosphäre stimme.

Zwar bleiben Lagererlebnisse bei Jugendlichen sehr viel besser in Erinnerung haften als trockene Unterrichtslektionen. Doch kann es laut Schlag nicht darum gehen, die «Bespassung» in Lagern weiter zu forcieren. Glaubensfragen können und sollen mit Jugendlichen erörtert werden, aber auf «pädagogisch kluge und überzeugende Art». Schlag wünscht

Pfarrpersonen und Katechetinnen mehr Mut, die theologische Kommunikation mit Jugendlichen zu pflegen: «Es bringt wenig, quasi missionarisch vorformulierte Glaubensinhalte zu präsentieren. Aber die Unterrichtenden dürfen durchaus ihre persönliche Überzeugung vermitteln, etwa von Jesus Christus erzählen. Nicht im Sinn eines Lerninhalts, sondern als Orientierungsgrösse im Leben, wie sie das auch für Jugendliche sein kann.»

INTERNATIONALE STUDIE. Schlag arbeitet zusammen mit Pfarrerin Muriel Koch an einer europäischen Studie, an der sich neun Länder beteiligten – neben Deutschland und Österreich auch skan-

«Meine Aufgabe ist es, den Jugendlichen aufzuzeigen, welchen Schatz an Antworten das Christentum für sie bereithält.»

ANITA KELLER BÜCHI

dinavische und osteuropäische Staaten. Die Theologische Fakultät der Universität Zürich befragte im Herbst 2012 und Frühling 2013 rund 7000 Jugendliche und 900 Mitarbeitende in der Schweiz. Sie wollte wissen, wie zufrieden sie mit dem Konfirmationsunterricht sind.

Die Auswertung zeigt, dass das grösste Interesse der Jugendlichen auf der Gemeinschaft in der Gruppe und bei Themen liegt, die ihr Leben unmittelbar betreffen. Glaubensfragen und die Institution Kirche als solche hingegen interessieren sie weitaus weniger. Deswegen aber auf das Vermitteln von Glaubensinhalten oder die Erfahrung mit der konkreten Kirchgemeinde zu verzichten, wäre die falsche Reaktion, sagt Schlag.

FEHLENDES WISSEN. Die Ergebnisse der Studie stellen den Verantwortlichen für die Konfirmationsarbeit ein gutes Zeugnis aus. Sie nehmen die Herausforderungen produktiv und kreativ auf, was von vielen Jugendlichen geschätzt wird. Vier von zehn würden sich allerdings gern konfirmieren lassen, ohne vorher die Konfirmationsarbeit mitzumachen.

Jugendliche bringen vom Elternhaus her immer weniger religiöses Grundwissen mit. Kirchgemeinden sind daher gefordert, den Konfirmationsunterricht nicht als «erratischen Block» zu verstehen, sondern als Teil eines längeren gemeinsamen Wegs im Rahmen des religionspädagogischen Gesamtkonzepts. Die Jugendlichen lassen sich auch für die Zeit danach «abholen» durch Angebote zum Mitwirken nach dem Konfirunterricht, etwa als Begleiter in Konflagern.

GROSSE LEBENSFRAGEN. Anita Keller Büchi ist von den Erkenntnissen der Studie nicht überrascht. Die Pfarrerin, die in Trüllikon-Truttikon Konfirmanden unterrichtet, weiss aus Erfahrung: «Alles, was mit eigenem Tun und Erleben zu tun hat, bleibt den Jugendlichen in Erinnerung. Beim theoretischen Unterricht ist es sehr viel schwieriger». Sie trägt dem in ihrer Arbeit Rechnung. «Meine Aufgabe ist es, die Jugendlichen ernst zu nehmen in den grossen Lebensfragen, die sie beschäftigen. Und aufzuzeigen, welchen Schatz an Antworten und Lebensmöglichkeiten das Christentum für sie bereithält.»

Anita Keller Büchi ist überzeugt, dass der Konfirmationsunterricht wichtig sei für Jugendliche in einer Lebensphase, in der sie ihre Identität finden müssen. Für die Kirche gehe es darum, während dieser Zeit den Kontakt nicht abreißen zu lassen: «Man legt – um es in grossen Worten zu sagen – den Samen für spätere Zeiten.» **STEFAN SCHNEITER**

Juden und Muslime setzen ein Zeichen für den religiösen Frieden

NAHOST/ Der Gaza-Krieg führte zu Spannungen zwischen Muslimen und Juden. Nun setzen die jüdischen und muslimischen Dachverbände mit einem gemeinsamen Aufruf ein bemerkenswertes Zeichen.

Schweizer Juden und Muslime wollen ein Zeichen setzen. In einer gemeinsamen Erklärung appellieren sie, dass die «Konflikte im Ausland» nicht in die Schweiz überschwappten und den religiösen Frieden hierzulande stören. Stattdessen sollten jüdische und islamische Glaubensbrüder «Friedensbotschaften in die Welt hinaustragen» und das Gemeinsame beider Religionen betonen.

HASS. Ein Appell zur rechten Zeit. Denn der Gaza-Konflikt in diesem Sommer heizte auf beiden Seiten die Emotionen an. Mit den Kriegsbildern im Hinterkopf rückten muslimische Jugendliche in Europa aus, warfen Molotows auf Synagogen und attackierten Juden. Bis auf einen Vorfall in Davos gab es in der Schweiz zum Glück keine Angriffe auf Leib und Leben. Dafür trafen beim

Schweizerischen Israelitischen Gemeindebund (SIG) zeitweise Hass-Mails im Minutentakt ein. «Bei allen Gaza-Kriegen haben wir antisemitische Zuschriften erhalten», sagt SIG-Präsident Herbert Winter. Neu waren aber Gewaltandrohungen und die Herkunft der Absender der Hass-Mails. Die Namen liessen auf Menschen muslimischen Glaubens schliessen.

TRAUER. Plötzlich tauchte die Frage auf: Gibt es unter Schweizer Muslimen einen ausgeprägten Antisemitismus? Das brachte Hisham Maizar, Präsident der Föderation Islamischer Dachorganisationen in der Schweiz (FIDS) und des Rats der Religionen, auf den Plan. Religiöse Toleranz ist ihm eine Herzensangelegenheit. Maizar betont: «Christen und Juden sind für mich nie Ungläubige gewesen – sondern Andersgläubige.»

Im Rat der Religionen besprachen Winter und Maizar die aktuelle Entfremdung von Muslimen und Juden und entschlossen sich zu einem beherzten Aufruf. Trotz aller Opfer auf beiden Seiten wollten sie gemeinsam ihre Trauer um den Tod so vieler Zivilisten bekunden.

GESPRÄCH. Unterzeichnet haben den Aufruf auch die Plattform der Liberalen Juden der Schweiz (PLJS) und die Koordination Islamischer Organisationen Schweiz (KIOS). Doch beim Appell wollen es die Unterzeichner nicht belassen. Gemeinsame Gesprächsrunden unter Jugendlichen sollen helfen, dass sich die Kluft zwischen Angehörigen der beiden Religionen nicht weitet. «Viele der jungen Leute, die antisemitische E-Mails verfassen, kennen persönlich gar keine Juden», sagt Nicole Poëll, Präsidentin der PLJS.

Ein Hindernis bleibt aber, um jüdische und muslimische Jugendliche schweizweit zusammenzubringen: Die Juden sind eine kleinen Minderheit. «Viele sind überrascht, wenn ich ihnen sage, dass die Zahl der in religiösen Gemeinden organisierten Juden gerade mal bei 18 000 liegt», sagt Nicole Poëll. Direkter Kontakt mit Juden sei deshalb selten. Die Gefahr bleibt also gross, dass sich Jugendliche von holzschnittartigen Stereotypen über «den Juden» verführen lassen, weil ihnen das konkrete Gegenüber fehlt. **DELFBUCHER**

Miteinander reden, essen und tanzen

Dem religiösen Frieden hat sich die Berliner Initiative Salaam-Schalom schon im Vereinstitel verschrieben. Das Ziel: Juden, Muslime, Christen und Atheisten sollen miteinander reden, miteinander essen und tanzen. Die Initiative ist im Dezember 2013 von Juden und Muslimen im von arabischer und türkischer Migration geprägten Stadtteil Neukölln gegründet worden. Als der Gaza-Krieg im Juli eskalierte, organisierte der Verein spontan eine Menschenkette und bekundete laut: «Wir sind keine Feinde – stoppt die Hetze.»

Von der Angst, nicht sterben zu können

UMFRAGE/ Eine Mehrheit will, dass auch alte, nicht schwer kranke Menschen Sterbehilfe in Anspruch nehmen dürfen. Mit welchen Konsequenzen? Marion Schafroth von Exit und Frank Mathwig vom Kirchenbund im Streitgespräch.



Suizid unter sozialem Druck oder ein autonomer Entscheid im Alter? Ethiker Frank Mathwig diskutiert mit Ärztin Marion Schafroth

Marion Schafroth, Frank Mathwig: Gehört Leiden zum Menschsein?

SCHAFFROTH: Ja. Leiden ist naturgegeben. Es ist Fakt. Das gibt es einfach.

MATHWIG: Stimmt, das Leiden beginnt mit der Geburt. Wir kommen unter Schmerzen der Mutter zur Welt.

Mit dieser Meinung gehören Sie zur Mehrheit: Gemäss der «reformiert.»-Umfrage sagen zwei von drei Menschen in der Schweiz, Leiden gehöre zum Menschsein. Aber noch mehr, nämlich 77 Prozent, finden, dass man dem Leiden im Alter eigenverantwortlich ein Ende setzen darf. Herr Mathwig, schockiert Sie das?

MATHWIG: Nein, Menschen entscheiden selbstbestimmt. Aber aus der hohen Zustimmung folgt nicht, dass ebenso viele Menschen auch diese Lösung wählen. Und immerhin: Ein Drittel sieht darin keine Option – bemerkenswert für eine liberale Gesellschaft.

SCHAFFROTH: Ich finde das Resultat gar nicht erstaunlich. Für viele ist die Möglichkeit der Suizidbegleitung durch Exit oder andere Sterbehilfeorganisationen einfach eine Versicherung, eine letzte Option.

Suizidhilfe als Versicherung? Was sagt der Ethiker dazu?

MATHWIG: In einer Gesellschaft, in der man sich gegen alle Unannehmlichkeiten versichert, möchte man sich auch gegen das letzte Lebensrisiko absichern. Nur zielt diese letzte Versicherung nicht auf den Schutz des Lebens, sondern geht auf Kosten des Lebens, das abgekürzt wird.

Exit hat kürzlich seine Statuten geändert. Künftig sollen nicht nur Sterbenskranke in der letzten Lebensphase Suizidhilfe er-

halten, sondern auch lebenssatte alte Menschen. Was steckt hinter dieser Politik?

SCHAFFROTH: Die Statutenänderung war ein Wunsch unserer Mitglieder. Der Hintergrund ist die Angst vieler, im hohen Alter zwar nicht sterbenskrank, aber gebrechlich, leidend und so eingeschränkt zu sein, dass das Leben nicht mehr lebenswert scheint. Eine Mehrheit der Exit-Mitglieder möchte deshalb, dass auch Betagte, die nicht sterbenskrank sind, das Sterbemittel erhalten können.

Die Schweizerische Akademie der Medizinischen Wissenschaften schreibt aber vor, dass ein Arzt ein Sterbemittel nur «am Lebensende» verschreiben darf.

SCHAFFROTH: Genau diese Richtlinie wird derzeit überprüft. Darin steht auch, Suizidhilfe sei keine ärztliche Aufgabe. Als Ärztin möchte ich aber, dass explizit festgehalten wird, «Suizidhilfe kann eine freiwillige ärztliche Aufgabe sein».

Wie tönt das für Sie, Herr Mathwig?

MATHWIG: Ich bin dagegen. Das Vertrauensverhältnis zwischen Arzt und Patient würde durch eine solche Formulierung empfindlich gestört. Mediziner als Assistenten des Todes: Das entspricht nicht unserem Arztbild.

SCHAFFROTH: Widerspruch! Haben Sie je gehört, dass Frauen das Vertrauen in die Gynäkologen verloren haben, seitdem diese auch Abtreibungen vornehmen? Tatsache ist, dass manche Menschen heute uralt werden, leiden und nicht sterben können. Eine Minderheit sagt sich dann: So nicht, jetzt will ich gehen. Damit ändert sich die Rolle des Arztes.

MATHWIG: Zunächst passt der Hinweis auf den Schwangerschaftsabbruch nicht,

Erleichterter Alterssuizid

Seit Mai 2014 steht in den Statuten der Sterbehilfeorganisation Exit der Satz: «Exit engagiert sich für den Altersfreitod und setzt sich dafür ein, dass betagte Menschen einen erleichterten Zugang zu Sterbemitteln haben sollen.» Exit möchte denn auch, dass Suizidhilfe «eine freiwillige ärztliche Aufgabe sein kann». Bis anhin leistete die Organisation Sterbehilfe nur für schwer leidende Kranke.

UMFRAGE. Eine Umfrage im Auftrag von «reformiert.» zeigt: Eine klare Mehrheit der Schweizer Bevölkerung begrüsst die Möglichkeit eines erleichterten Alterssuizids. 77 Prozent finden, dass man dem Leiden im Alter selbstverantwortlich ein Ende setzen darf. 63 Prozent sagen aber auch, dass die Bedürftigkeit zum Menschen gehöre. Darum möchten sie nicht, dass Leidende unter Druck geraten, sich das Leben nehmen zu müssen.

Vollständige Umfrage: www.reformiert.info

denn es geht nicht um das Leben der Frau. Entscheidend für das Vertrauen gegenüber dem Arzt ist doch, dass dieser sich jeder Werturteile über das Leben der Patienten enthält. Niemand ist zu alt oder zu krank, um seine ganze Aufmerksamkeit und Kompetenz zu erhalten.

Frau Schafroth, wie wollen Sie das Problem lösen? Sollen Ärztinnen und Ärzte künftig mittels einer Checkliste die Altersleiden bewerten, bevor sie entscheiden, ob ein alter Mensch sterben darf?

SCHAFFROTH: Nein. Leiden, körperliches und seelisches, lässt sich nicht so einfach erfassen und gewichten. Ausschlaggebend wird die Summe der verschiedenen Gebrechen und Leiden sein. Dazu gehören auch psychosoziale Faktoren wie Einsamkeit und das Gefühl, sein Leben abgeschlossen zu haben. Objektive Kriterien zur Handhabung zu definieren, ist aber tatsächlich unheimlich schwierig.

MATHWIG: So oder so: Es wird auch künftig den Gewissensentscheid eines Arztes brauchen, der das Rezept für das Sterbemittel ausstellt. Und für Gewissensentscheide gibt es keinen Katalog objektiver Kriterien. Wie wollen Sie verhindern, dass jemand aus einem Gefühl von Einsamkeit, von Verlassenheit Suizidhilfe verlangt? Exit ist auch eine Anlaufstelle für Menschen, die sich aus dem Leben ausgeschlossen fühlen.

SCHAFFROTH: Es ist nicht die böse Gesellschaft, die ausschliesst. Exit reagiert ganz einfach auf den medizinischen Fortschritt: Immer mehr Menschen leben heute viel länger und vor allem viel länger in einem hochgebrechlichen Zustand, der sie in eine unerwünschte Abhängigkeit versetzt.

MATHWIG: Leben bedeutet doch immer abhängig sein. Was für ein Menschenbild wird da suggeriert, wenn man vorgibt, man könne völlig souverän leben!

SCHAFFROTH: Schwere Abhängigkeit wird individuell sehr verschieden erlebt. Einige können damit leben, andere nicht. Der Einzelne muss doch autonom entscheiden dürfen. Da können wir nicht als Kirche oder als Gesellschaft kommen und den Leuten sagen, «das darf man nicht».

MATHWIG: Das habe ich nie gesagt. Ich habe nichts gegen freie Entscheidungen. Die reformierten Kirchen schreiben niemandem etwas vor. Schief wird es, wenn aus Einzelfällen Normen abgeleitet werden. Stattdessen müssen wir schauen, warum eine Person einen Sterbewunsch äussert. Offenbar gibt es Defizite in der Gesellschaft: Nicht souveräne, hilfsbedürftige Menschen fühlen sich unter uns immer weniger heimisch.

SCHAFFROTH: Da muss ich widersprechen. Wir haben noch nie so viel getan für alte und gebrechliche Menschen.

Erhöht die Möglichkeit des begleiteten Alterssuizids nicht den Druck auf alte Menschen, möglichst «kostengünstig» aus dem Leben zu scheiden?

SCHAFFROTH: Das sehe ich nicht so. Es ist ganz normal, dass man sich auch am Lebensende Gedanken macht über Finanzen. Über die Frage etwa, was ein Leben im Pflegeheim kostet. Das zeugt von individuellem Verantwortungsbewusstsein, basiert aber nicht auf Druck der Gesellschaft.

Marion Schafroth, 54

ist Mitglied des Vorstands und der Ethikkommission der Schweizerischen Sterbehilfeorganisation Exit. Marion Schafroth ist hauptberuflich Fachärztin FMH für Anästhesiologie und steht Exit auch als Konsiliarärztin zur Verfügung. Als FDP-Stadträtin (Exekutive) ist sie in Liestal zuständig für die Bereiche Soziales und Sicherheit.

Frank Mathwig, 53

ist Beauftragter für Theologie und Ethik beim Schweizerischen Evangelischen Kirchenbund und Titularprofessor für Systematische Theologie/Ethik an der Theologischen Fakultät der Universität Bern. Er ist Mitglied der Nationalen Ethikkommission im Bereich der Humanmedizin und der Eidgenössischen Kommission gegen Rassismus.

MATHWIG: Für mich ist ein anderer Punkt entscheidend: die gesellschaftliche Solidarität, die schlechend aufgekländelt wird. Zwar wird niemand direkt sagen: Ich werde dereinst keine Hilfe beanspruchen, also hat auch niemand ein Recht auf meine Hilfe. Aber die Entwicklung geht in diese Richtung.

SCHAFFROTH: Ich schaue das Ganze aus meiner Praxis als Ärztin an. Was antworten Sie dem Hundertjährigen, der sagt: «Der liebe Gott hat mich wohl vergessen»? Er leidet an keiner Krankheit, die zwingend zum Tode führt, ist jedoch sehr schwerhörig, halbblind und einsam: Seine Frau ist vor zwanzig Jahren gestorben. Nun hat er ein Darmproblem, möchte aber sicher keine Abklärungen im Spital. Da ist es doch mehr als verständlich, dass ein solcher Mensch gehen will.

MATHWIG: Auch mein sterbender Vater sagte: «Gott hat wohl noch keinen Platz für mich im Himmel.» Die Familie war sich einig: «Dann warten wir zusammen, bis einer frei wird.» Zwei Monate später ist mein Vater gestorben. Wir müssen Räume für ein solches begleitetes Abwartenkönnen schaffen.

Dann braucht es also Ihrer Meinung nach eine Organisation wie Exit gar nicht?

MATHWIG: Der Artikel im Strafgesetzbuch, der Suizidhilfe für straffrei erklärt, hatte einst Angehörige und Freunde im Blick, die beim Suizid helfen. Dafür braucht es keine Suizidhilfeorganisation.

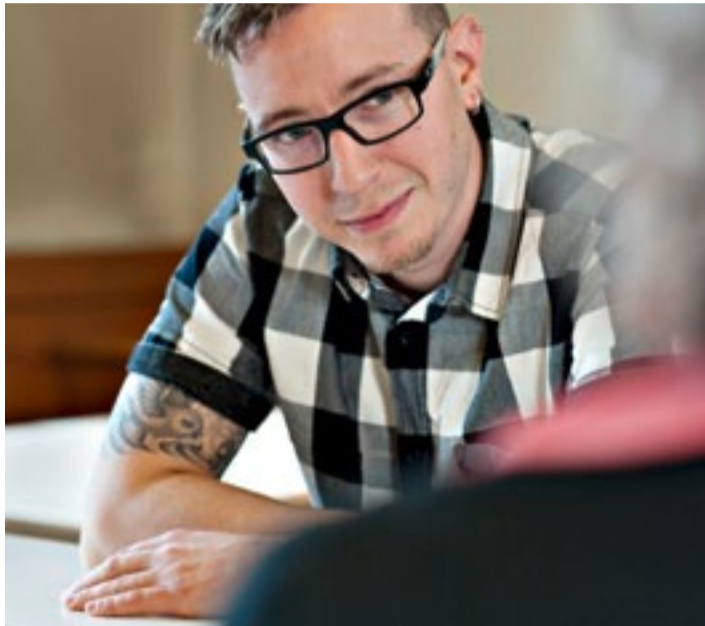
Frau Schafroth, braucht es denn die kritische Stimme der Kirchen in der Diskussion über den Alterssuizid?

SCHAFFROTH: Es braucht jede Stimme. Die Debatte über die Sterbehilfe ist noch längst nicht abgeschlossen.

INTERVIEW: RITA JOST UND SAMUEL GEISER

Pfarrer bleibt Pfarrer, auch beim Einkaufen

BERUFUNG/ Sie ist Stadtpfarrerin, er Jungpfarrer vom Dorf: Elke Rügger-Haller aus Zürich-Wipkingen und Michael Wiesmann aus Uetikon am See sprechen über Freud und Leid ihres Berufs.



Predigen im Talar? Für Michael Wiesmann selbstverständlich, für Elke Rügger-Haller nicht vorstellbar

Michael Wiesmann, Elke Rügger-Haller, wie sprechen Ihre Gemeindeglieder Sie an?

WIESMANN: Die Jugendlichen und Konfirmanden nennen mich Michi. Wenn sie mich siezen würden, würde ich mich etwas gar alt fühlen. Ältere Personen grüssen mich mit «Herr Pfarrer». Das kommt mir am Samstagmorgen, wenn ich verschlafen mit dem Hund rausgehe, jeweils etwas komisch vor.

RÜEGGER: Meistens mit «Frau Rügger»; Per Du bin ich mit regelmässigen Kirchgängern unter den Senioren. Für junge Eltern bin ich «Elke», die Konfirmanden müssen mich siezen. Die nun nachrückenden Jahrgänge duzen mich aber.

Michael Wiesmann, wie hat die Gemeinde Uetikon reagiert, als Sie vor sechs Jahren mit Ihren Piercings und Tattoos Ihr Amt antraten?

WIESMANN: Erstaunlich unaufgeregt. Als ich im ersten Gottesdienst im Talar gepredigt habe, waren alle zufrieden.

RÜEGGER: Du trägst einen Talar?

WIESMANN: Ja. Für mich ist er ein «Über-gwändli», ein Hilfsmittel. Wenn ich zu einer Abdankung komme, sehen alle auf der ersten Blick, dass ich der Pfarrer bin.

RÜEGGER: Ich habe keinen Talar, weil ich kein Gelehrtengegend tragen will – was er ja ursprünglich war. Ich bin froh, dass die Kirchenordnung das Tragen eines Talars nur «in der Regel» vorschreibt. Ich finde, er schafft Distanz zur Gemeinde, und ist ein patriarchales Symbol.

Wie verstehen Sie Ihr Amt, Frau Rügger?

RÜEGGER: Wenn ich in der Gemeinde Exerziten im Alltag anleite, sitzen wir in einem Kreis. Das Bild steht für mein Amtsverständnis: Ich möchte möglichst viele Menschen am Gottesdienst beteiligen. Mit einer Gruppe haben wir einen neuen Gottesdienst erfunden, den Werktagsgottesdienst. Leider ist der Widerhall gering.

Was heisst das konkret?

RÜEGGER: Wir haben ihn nach achtzehn Malen eingestellt. Neben der sechsköpfigen

Elke Rügger-Haller, 59

ist Pfarrerin und Exerzitenleiterin in Zürich-Wipkingen. Die geschiedene Mutter dreier erwachsener Kinder stieg 1999 nach der Familienphase ins Pfarramt ein. Laufen am Rheinfall war ihre erste Pfarrstelle.

Projektgruppe kamen jeweils nur zwei bis zehn Personen. Ich muss dazu sagen, dass wir in Wipkingen generell Mühe haben, die Menschen zu erreichen. Zurzeit ziehen viele junge Familien ins Quartier. Die sind überall, nur nicht in der Kirche, obwohl wir immer wieder Neues probieren, jüngst einen Familiengottesdienst mit Zmorge. Immerhin haben wir nach zwei «konflosen» Jahren nun wieder drei

Michael Wiesman, 33

ist seit sechs Jahren Pfarrer in Uetikon am See und Gefängnis-seelsorger. An seiner ersten Pfarrstelle ist er zuständig für die Jugendarbeit. Wiesmann ist auch Mitglied des Zürcher Kirchenparlaments (liberale Fraktion).

Konfirmandinnen, gemeinsam mit der Kirchgemeinde Industrie.

Können Sie Ihre Konfirmanden auch an einer Hand abzählen, Herr Wiesmann?

WIESMANN: Nein. Wir hatten in Uetikon am See demografisch kinderstarke Jahrgänge, die Schulen wurden ausgebaut. Ich habe dreissig Konfirmanden in drei Klassen. Rund dreissig Jugendliche sind in der Gemeinde regelmässig aktiv.

Können Sie als junger Pfarrer Jugendliche besser mobilisieren?

WIESMANN: Als ich in die Gemeinde kam, lag die Konfarbeit brach. Seither konnte ich sie stetig aufbauen. Es spielt wohl schon eine Rolle, dass ich selbst noch jung bin. Zusätzlich ist auf dem Land die Kirchenbindung der Menschen noch selbstverständlicher als in der Stadt.

Sind Sie für die Jugendlichen auch ausserhalb der Kirche verfügbar?

WIESMANN: Ja, unbedingt. Am Anfang des Konfjahres gebe ich ihnen meine Visitenkarte und sage: «Mein Natel ist grundsätzlich 24 Stunden an, und wenn ich nicht gleich erreichbar bin, rufe ich zurück. Wenns brennt, ruft mich an.» Ab und zu ruft jemand an, zum Beispiel, wenn sich zwei streiten. Zum Glück ist meine Verlobte ebenfalls kirchlich engagiert und unterstützt das.

RÜEGGER: Ich sehe es als eine der wichtigsten Aufgaben von Pfarrpersonen, für Menschen Zeit zu haben. Wenn mich jemand nach Feierabend an der Migros-Kasse anspricht, lasse ich mich selbstverständlich auf ein Gespräch ein.

Die reformierte Kirche leidet unter Mitgliederschwund. Ist es schwierig, in dieser Situation Mut und Motivation nicht zu verlieren?

RÜEGGER: Manchmal bin ich etwas entmutigt. Aber hauptsächlich freue ich mich über die Menschen, die am kirchlichen Leben teilnehmen. Die Zürcher Landeskirche diskutiert mir momentan zu viel über Strukturen – über die Reorganisation der Stadtgemeinden und die bis 2018 geplanten Kirchgemeindefusionen. Doch was ist der Auftrag der Kirche heute überhaupt? Das kommt zu kurz?

WIESMANN: In der Arbeit in der Gemeinde bin ich nicht entmutigt, im Gegenteil. Ich weiss aber, dass auch wir in geschätzten zwanzig Jahren eine ähnliche Situation haben werden wie du, Elke, in Wipkingen. Darum suche ich vermehrt Kooperationen, mit reformierten und katholischen Gemeinden sowie mit Freikirchen in der Region. Differenzen in Glaubensfragen sollten uns nicht hindern, gemeinsam Gottesdienst zu feiern. **INTERVIEW: SABINE SCHÜPBACH, SANDRA HOHENDAHL-TESCH**

175 Jahre Pfarrverein der Schweiz

Elke Rügger-Haller und Michael Wiesmann sind Mitglieder des Schweizerischen reformierten Pfarrvereins. Der Verein feierte am 14. und 15. September unter dem Motto «Alter Beruf, neue Berufung» sein 175-jähriges Bestehen. Hervorgegangen ist er aus der 1839 gegründeten Prediger-gesellschaft, die als wichtige Stimme des Protestantismus wahrgenommen wurde und den theologischen Diskurs massgeblich prägte.

ANGEBOTE. Zu den historischen Verdiensten des Vereins gehören unter anderem die Gründung eines kirchlichen Hilfswerks und die Herausgabe eines Kirchengesangbuches. Heute stehen die Serviceleistungen vermehrt im Vordergrund. So verwaltet der landesweit rund 2400 Mitglieder zählende Pfarrverein etwa einen Solidaritätsfonds zum Ausgleich der grossen Unterschiede zwischen den kantonalen Pfarrlöhnen sowie eine Homepage für Stellensuchende.

marktplatz.

INSERATE:
info@koemedia.ch
www.koemedia.ch
Tel. 071 226 92 92

Joya – der weichste Schuh der Welt!

Kennenlern-Angebot: 10% Rabatt
Gutscheincode: 14PyZHJ. Exklusiv einlösbar unter www.joyaschuhe.ch
Gültig bis zum 31. Okt. 2014, nur solange der Vorrat reicht. Nicht kumulierbar mit anderen Aktionen.

www.joyaschuhe.ch

Schluss mit Fuss- und Rückenbeschwerden

Unsere Füsse tragen uns ein Leben lang und werden dennoch oft vernachlässigt. Joya, der weichste Schuh der Welt, verwöhnt die Füsse und sorgt für einen gesunden Rücken.

Der Bequemschuh Joya stellt das gute Gefühl in den Vordergrund und unterstützt das natürliche Gehen. Schon beim ersten Schritt wird der Unterschied zu jedem anderen Schuh deutlich.



Die Joya Vorteile

- ✓ Freude am Gehen
- ✓ Wohltuende Wirkung
- ✓ Erlebnis pur!

Das Erfolgsrezept von Joya ist die weich-elastische Sohlentechnologie. Joya ist besonders geeignet bei Rücken-, Gelenk- und Fussproblemen, da aktives Gehen gefördert wird.

Joya begeistert

Das Geheimnis der gesunden Wirkung der Joya Schuhe ist die weich-elastische Wohlfühl-Sohle, welche speziell für strapazierte und empfindliche Füsse entwickelt wurde. Das einmalige Gehgefühl und die positive Wirkung überzeugen nicht nur zahlreiche Ärzte, Physiotherapeuten und Kunden – auch der deutsche Schuhfachhandel hat das Schweizer Unternehmen vor kurzem mit dem Prädikat „Beste Funktionsschuh“ ausgezeichnet.

Eine von der Eidgenössisch Technischen Hochschule ETH Zürich durchgeführte Studie bestätigt die Funktion des Joya Schuhs: Die weiche Sohle dämpft die Schläge beim Aufsetzen des Fusses, sodass Knie und Rücken entlastet werden. Weitere Informationen zu Joya finden Sie unter

www.joyaschuhe.ch



„Mit meinem Joya flog ich für 5 Tage nach Berlin. Pro Tag war ich ca. 12 Stunden auf den Beinen und meine Füsse waren am Abend frisch und schmerzfrei!“

Joyce Schmid, Therapeutin



„Nach der Diagnose Fersensporn folgten diverse Eingriffe – leider erfolglos. Ich konnte fast nicht mehr laufen. Dank Joya bin ich heute schmerzfrei, glücklich und zufrieden.“

Peter Loosli, Polizist



„Joya ist für mich das optimale Fitness-Gerät für den Alltag. Dank dem Schuh habe ich eine gerade Haltung, meine Muskeln in den Beinen werden gestärkt und ich fühle mich fit.“

Greta Rohner, Künstlerin

BUBENTRAUM/ Weil ihm die Seemannslieder so gut gefielen, heuerte Stefan Schmidt als Schiffsjunge an.

GESTRANDET/ Ein Bildessay erzählt von Seemännern, die ohne Lohn auf dem Schiff zurückgelassen werden.

Blick auf den Suezkanal von der ägyptischen Hafenstadt Port Said aus



Das Meer im Kopf

Manchmal liegt das Meer im Emmental. Und um ein Seemann zu sein, ist kein Schiff nötig. Erzählungen und die eigene Fantasie reichen für die Entdeckungsreise. Und das Meer bleibt ein Traum: Wenn wir tatsächlich vor ihm stehen, führt uns sein Anblick über die Begrenzung des Ich hinaus und lässt uns die Unendlichkeit erahnen.

BILDER: MATTIA INSOLERA

Wie Wellen erheben sich die Hügel des Emmentals, wie ein Meer breiten sie sich aus, vom Hohgant bis hinunter ins Berner Tiefland. In dieser Landschaft aus Gras und Tannen bin ich zur Welt gekommen und aufgewachsen, ein Binnenländer von rural-alemannischem Naturell, tief verwurzelt mit seiner Region und ortsgebunden wie ein Kater. Ich schaffe es nicht, weite Reisen zu unternehmen und mich in der Fremde für längere Zeit wohlfühlen.

DIE FASZINATION. Zugleich faszinieren mich ferne Länder und fremde Kulturen. Schon als Junge lockten mich die feuchten Dünste des Amazonasbeckens, die Geheimnisse der Sahara, der Zauber Ozeaniens und die subtropische Milde der Karibik. Aus dem Völkerkundemuseum meines Heimatstädtchens war ich an so manchem Sonntagmorgen kaum wegzukriegen, und ich las alles, was mit exotischen Welten zu tun hatte.

Ganz besonders hatte es mir das Meer angetan. Es stand für aufbrechen, reisen, entdecken, erkunden, abtauchen. So liess ich mich auf den Wogen der Ozeane treiben und bereiste innerlich die Welt. Dabei blieb keine Seefahrgeschichte ungelesen, die mir in die Hände kam. Ich wollte mit Robinson Crusoe auf einer einsamen Insel, suchte mit Jim Hawkins nach den Dukaten auf der Schatzinsel, fuhr mit Edgar Allan Poe auf einem seltsamen Geisterschiff, kämpfte gegen Piraten, Stürme und Riesenkraken. In einem flachen Körbchen bewahrte ich Muscheln, Korallen und Krebszangen auf, die ich immer mal wieder von weit gereisten Verwandten erhielt, und die Fahrten der grossen Entdecker zur See waren mir vertrauter als die Schlachten der alten Eidgenossen.

DIE UNENDLICHKEIT. Zu sehen bekam ich das Meer erstmals mit siebzehn Jahren, als ich in Kopf und Herz schon längst Seemann war, irgendwo zwischen Saint-Malo und Cancale an einem einsamen Strand. Ergriffen stand ich an der nordfranzösischen Küste und blickte in die Weite des Atlantiks. Es herrschte gerade Ebbe. Vor mir lag ein feuchtsandiger Strandgürtel, auf dem vereinzelt kleine Boote lagen wie gestrandete Fische. Dahinter begann das Meer. Das Meer! Es war grau wie Blei, lag träge im Dunst und verschmolz mit dem grauen Himmel zur Unendlichkeit.

Trotz meiner bis heute anhaltenden Reisephobie sollte ich das Meer danach noch etliche Male zu sehen bekommen, und immer bescherte es mir Erlebnisse von geradezu spiritueller Tiefe. Im südfranzösischen Saintes-Maries-de-la-Mer war es satt von afrikanischer Glut. Im südeinglischen Brighton träumte es einen keltischen Traum. Vor Korfu war es tiefblau wie der Mantel der Nacht, im griechischen Tolo umschmeichelte es den Schwimmer wie Seide, auf Kap Sunion offenbarte es sich als antike Göttin Thalassa, in die sich eine tiefrote Abendsonne senkte. – Das alles war vor zwanzig, dreissig Jahren.

Seither reise ich wieder im Kopf. Noch immer spielt das Meer dabei eine zentrale Rolle. Die Segel blähen sich mächtig im steifen Wind, und das Schiff fährt hinaus in jene Weiten, in denen ich mehr spüre als bloss mein begrenztes kleines Ich. **HANS HERRMANN**



Seemänner kehren auf ein Motorboot zurück, das eine Schifffahrtsgesellschaft vor Gibraltar zurückgelassen hat

«Über Tischler und Klempner wird halt nicht gesungen»

SEEFART/ Stefan Schmidt fuhr als Kapitän durch alle Weltmeere. Vor zehn Jahren rettete er Bootsflüchtlinge aus Seenot und setzt sich seither für eine humane Flüchtlingspolitik ein. Im Gespräch erzählt er vom Leben an Deck, von der Angst und Romantik auf See.

Stefan Schmidt, 73

ist Kapitän im Ruhestand, ehrenamtlicher Flüchtlingsbeauftragter von Schleswig-Holstein und Gründungsmitglied der Menschenrechtsorganisation «Borderline Europe». Daneben unterrichtet er Schifffahrtstechnik an der Seemannsschule Lübeck.

RETTUNG. Eigentlich wollte der Kapitän kurz vor der Pensionierung nur noch einmal ein paar Jahre lang zur See fahren. Zuvor hatte er Elias Bierdel, damals Präsidenten der ärztlichen Nothilfeorganisation «Cap Anamur», kennengelernt. Dieser suchte ein eigenes Schiff und einen Kapitän, um Hilfsgüter zu den Spital- und Schulprojekten in Afrika und Asien zu transportieren. Ende Februar 2004 lief die «Cap Anamur» mit Kurs auf Westafrika aus dem Hafen von Lübeck aus – mit 3000 Tonnen Ladung, zum Beispiel Medikamente im Wert von einer halben Million Euro, ein Lastwagen, fünf Krankenwagen. Am 20. Juni 2004 rettete Stefan Schmidt im Mittelmeer 37 Bootsflüchtlinge vor dem Ertrinken. Nachdem die Crew die geretteten Flüchtlinge in Agrigento an

Land gebracht hatte, wurden Schmidt, Bierdel und der erste Offizier auf der Stelle verhaftet.

PROZESS. Die Angeklagten konnten das Gefängnis zwar nach einer Woche verlassen, es folgte aber ein Prozess über fünf Jahre und es drohten lange Haftstrafen. Einmal im Monat mussten die drei in Sizilien vor Gericht erscheinen, 2009 wurden sie schliesslich freigesprochen. Die konfiszierte «Cap Anamur» konnte nach acht Monaten ausgelöst werden – gegen Kaution und mit der Auflage, dass sie verkauft werden muss. Sie verkehrt jetzt als «Baltic Bettina» in der Ostsee. Nach der Zeit im Hafen waren viele der Hilfsgüter verdorben. Weder dafür noch für die vielen Spesen der Angeklagten zahlte Italien je Entschädigungen. Seit 2007 engagiert sich Schmidt ehrenamtlich für die von ihm mitgegründete Organisation «Borderline Europe». Mit Hintergrundinformationen zur Situation der Flüchtlinge an den EU-Aussen Grenzen will der Verein die europäische Flüchtlingspolitik verändern.

www.borderline-europe.de



Er harrt auf dem Schiff «Barika» aus und wartet vergeblich auf Lohn: Yavuz Okumus im Hafen von Istanbul

Ein Schiff wird in einem türkischen Hafen verschrottet



Sie verbrachten als Kapitän viel Zeit auf See. Hat Sie das Meer seit jeher fasziniert?

STEFAN SCHMIDT: Ja. Das hat mit meiner Biografie zu tun. Geboren wurde ich in Stettin an der Ostsee. Dann flohen wir im Zweiten Weltkrieg nach Hamburg. Als ich elf war, zogen wir nach Lübeck, wieder an die Ostsee. Da bin ich seitdem, und da bleibe ich. Lübeck ist eine wunderschöne Stadt. Inzwischen ist es auch angenehm, dass mich jeder kennt, ich brauche keinen Ausweis mitzunehmen.

Ist das Leben am Meer ein anderes Leben?

Ich denke mal, es ist der unverstellte Blick. Die Salzlucht, ganz besondere frische Luft. Man hat immer ein bisschen Wind, Gott sei Dank. Wenn man an der See geboren ist, zieht es einen immer wieder da hin. Mein mittlerer Sohn, der Felix, ist in Tübingen Theaterregisseur und will unbedingt wieder in den Norden kommen. Der Horizont fehlt ihm total. Das ist ja auch hier in der Schweiz so.

Und warum wollten Sie Seemann werden?

Da muss ich immer lachen. Als ich fünfzehn Jahre alt war, fand ich super, dass Seemann der einzige Beruf ist, über den es so tolle Lieder gibt. Über Klempner oder Tischler wird kaum gesungen.

War es dann so schön wie in den Liedern?

Mit siebzehn fuhr ich zum ersten Mal auf See. Zwischen Schottland und Bremen hin und her mit einem Tanker, der Fliegerbenzin transportierte. Danach nach Alexandria ins Mittelmeer. Meine erste grosse Reise, ein Abenteuer. Ich war an Bord achtzehn geworden und kam in ein Land, wo die Leute alle so mit einem Fes auf dem Kopf rumlaufen und nur mit Nachthemden bekleidet sind.

Wurden Sie nie seekrank in Ihrer Karriere?

Doch. Zuerst werden alle seekrank. Aber nach drei Tagen war es vorbei und kam

nie wieder. Doch es gibt sogar Seeleute, die sind ihr ganzes Leben lang seekrank, die nehmen dann Tabletten und sind immer müde. Die sollten lieber aufhören.

Sie wollten nie aufhören?

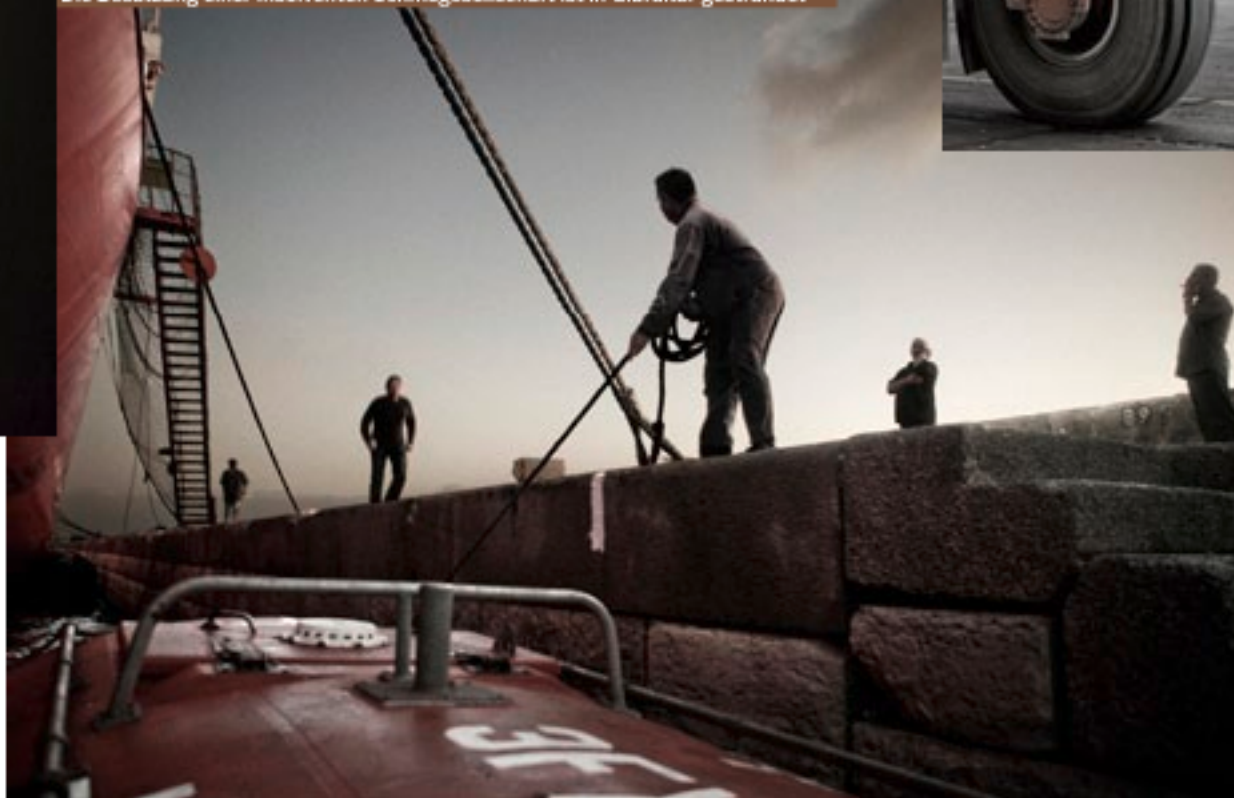
Nach einem halben Jahr. Ich habe zwar zwei Geschwister, aber die sind beide viel älter, ich bin als Einzelkind aufgewachsen. Plötzlich in diese harte Männerwelt zu kommen, war nicht einfach. Da kriegte ich vom Bootsmann eine Ohrfeige, weil ich irgendetwas verkehrt gemacht hatte. Das konnte ich nicht, ich habe nämlich ganz liebe Eltern. Ich sagte mir: Ich will lieber Drogist werden. Meine Mutter und meine Tante, die mit einem Seemann verheiratet war, schrieben mir einen Brief, ich solle es mir doch zuerst nochmals gut überlegen. Ich beschloss, nicht mittendrin aufzuhören. So machte ich es und nahm erst als Kapitän eine Landstellung an, weil ich eine Familie hatte und nicht wollte, dass meine Kinder bald Onkel zu mir sagen.

Und vermissen Sie die Seefahrt nie?

Nein. Ich hatte ja kleine Kinder. Als sie gross waren, bin ich mit dem Hilfsschiff «Cap Anamur» losgefahren. Ich durfte dieses Frachtschiff umbauen. Am Schluss war es ein schwimmendes Krankenhaus. Ich war damals Honorarkonsul der Südseeinsel Tuvalu. Einige deutsche Schiffe fahren unter der Tuvalu-Flagge, damit sie weniger Steuern bezahlen müssen. So lernte ich Elias Bierdel von den deutschen Notärzten kennen. Er wollte etwas für Tuvalu tun, weil Forscher vorhersagten, das Land werde wegen der Klimaerwärmung bald überflutet. Bierdel kam also nach Lübeck und sagte so nebenbei, er würde gerne ein Schiff mit einem Krankenhaus an Bord bauen. Aber er wisse nicht, wie man ein Schiff baut. Einen Kapitän hatte er auch nicht.



Die Besatzung einer insolventen Schiffsgesellschaft ist in Gibraltar gestrandet



Containerverlad im Hafen von Piraeus



Verlassene Seemänner in den Häfen des Mittelmeers

Der Fotograf Mattia Insolera dokumentiert im Projekt «Transmediterranean» das Mittelmeer des 21. Jahrhunderts. Er fotografiert, was den meisten Touristen verborgen bleibt: Industriearbeiter in riesigen Hafenanlagen, die harte Arbeit der Seemänner an Deck. Intensiv beschäftigt sich der

Fotograf aus Barcelona mit den «abandoned seamen». Die internationale Transportföderation betrachtet eine Besatzung als verlassen, wenn sie mehr als drei Monate keinen Lohn mehr erhalten hat und die Schiffbesitzer unauffindbar sind. Viele Seeleute harren Monate oder gar Jahre an Deck aus. Sie hoffen auf Geld, wenn endlich das Konkursverfahren eingeleitet wird. Oder auf Arbeit auf einem anderen Schiff im Hafen.

mattiainsolera.net

Seit dieser Geschichte glaube ich nicht mehr an Zufälle. Das hat sich irgendjemand da oben ausgedacht.

Gleicht der Alltag auf einem solchen Hilfs-schiff dem auf einem normalen Frachter?

Total. Eine klare Hierarchie ist auch dort entscheidend. Auf einem Schiff, das viele Millionen wert ist, muss einer sein, der in einer Minute entscheidet, was zu tun ist. Läuft etwas gut, bekommt der Kapitän den Lorbeerkranz. Wenn es schiefgeht, trägt er die ganze Verantwortung.

Und wie lange kann ein solches Schiff unterwegs sein, ohne an Land gehen zu müssen?

Ein Schiff ist wie eine kleine Stadt. Man muss nur Essen einkaufen ab und zu. Die Nahrungsmittel werden eingefroren, manchmal reicht es für ein halbes Jahr. Und dann kauft man sich Dieselöl ein, wo es am billigsten ist. Wir hatten Tanks, mit denen hätten wir die ganze Welt umfahren können. Mit dem Treibstoff wird Strom produziert und aus Salzwasser Trinkwasser gewonnen. So ist man total unabhängig. Wir konnten sogar mit entsalztem Wasser duschen.

Hat ein Seemann auch Angst auf dem Meer?

Haben Sie einmal Windstärke zwölf erlebt? Wenn ein zweihundert Meter langes Schiff vorne immer höher geht, immer höher, und man weiss, es muss ja wieder runterkommen? Dann knallt es voll in die Welle. Wer da nicht Angst bekommt, ist nicht ganz gesund. Es wird immer gesagt, der Seemann liebt das Meer. Quatsch! Das Meer ist der Feind. Es kann in einer Stunde von null auf zehn hochgehen. Der Seemann liebt sein Schiff. Es ist die Heimat. Da wohnt er und findet Schutz vor den bösen Wellen.

Gibt es keine schönen Momente auf See?

Doch, das schon. Aber so richtig romantisch war es höchstens ein Dutzend mal.

Erzählen Sie.

Das kann man kaum beschreiben. Zum Beispiel wenn wir im Sommer um das Nordkap führen, nach Murmansk. Gar kein Wind weht, man meint, man fährt auf Blei, eine ganz graue Fläche. Und dann plötzlich Wale und die pusten überall. Und einmal glaubte ich an Geister. Wir befanden uns auf dem Rückweg aus Murmansk. Es war ruhig, aber neblig. Ich guckte nur auf das Radargerät. Plötzlich sehe ich ein riesiges Schiff, dreimal

so gross wie wir. Da kriegte ich einen Schreck und wollte den Kapitän rufen. Ich schaute vorher noch auf die andere Seite. Da war ein Kriegsschiff mit einem riesigen Scheinwerfer. Ich hatte also nur unseren Schatten im Nebel gesehen. Aber mein Herz war stehen geblieben.

Sie haben von den Gefahren des Meers gesprochen. Warum tut man sich das immer wieder an, in dieses Feindesland zu fahren?

Es ist der Beruf, den man gelernt hat. Und es ist schon spannend, in der Welt herumzufahren. Ich kenne praktisch alle Länder, die eine Küste haben. Einzig Indien lernte ich nie kennen mit dem Schiff. Also bin vor zwei Jahren mal hingeflogen. Und jetzt lerne ich sogar Länder ohne Küste kennen. Die Schweiz zum Beispiel. Da war ich bisher noch nie.

Ist das Meer ein schwarzes Loch, wo sich Staaten Dinge erlauben, weil es keiner sieht?

Die Gefahr besteht immer, dass das Meer zum rechtsfreien Raum wird. Wenn Schiffe überschüssigen Treibstoff einfach ins Meer schütten zum Beispiel. Da braucht es halt Kontrollen. Die Nordostsee wird mit Flugzeugen überwacht. Wer gegen das Umweltgesetz verstösst, bekommt eine empfindliche Strafe. Das ist in der Nordsee so und in der Karibik. Atlantik und Pazifik? Keine Chance. Aber insgesamt sind wir auf einem guten Weg.

Die Seefahrer sind grüner als ihr Ruf?

Ich denke schon. Es gibt weltweit ein Müllmanagement. Das sagt genau, wo man was über Bord werfen kann. Oder was nie ins Meer darf. An Bord ist die Mülltrennung fast strenger als an Land. Grosse Schiffe haben sogar eine Müllverbrennungsanlage. Die Asche ist dann Sondermüll. Am meisten Sorgen macht mir ohnehin diese Plastikgeschichte, die nicht viel mit der Seefahrt zu tun hat.

Warum?

Plastik zersetzt sich vielleicht, aber es bleiben winzige Teilchen, die Millionen Jahre überleben. Und die Fische fressen das, und das Zeug bleibt in ihrem Magen. Die Fische denken, wir sind satt und verhungern. Die Plastikabfälle im Meer sind eine ganz grosse Gefahr weltweit.

Und wie sieht es auf dem Meer mit Blick auf die Einhaltung der Menschenrechte aus?

Vor etwa drei Jahren wurde ich in einer Diskussion gefragt, ob die Menschen-

Koch Vitaly Gaydysch versucht, seinen Kollegen aus den verbliebenen Vorräten ein Frühstück zuzubereiten; zur Firma, der das Schiff im Hafen von Istanbul gehört, fehlt jeder Kontakt



Okeanos – der heimliche «Superkontinent»

Der alles Land umfließende Weltstrom «Okeanos» umfasst rund 306 Millionen Quadratkilometer. Damit ist die Wasseroberfläche mehr als doppelt so gross als die Fläche aller Landkontinente zusammen, die rund 150 Millionen Quadratkilometer misst.

LECK. Wissenschaftler haben hingegen auch herausgefunden, dass unser Planet in den vergangenen vier Milliarden Jahren so viel Wasser verloren hat, wie im gesamten Atlantik Platz hätte – rund ein Viertel der gesamten Wassermasse. 800 Meter höher wäre der Meeresspiegel, wenn es dieses «Leck» nicht gäbe. Erklärt wird der Wasserverlust unter anderem mit Bakterien, die Wasser aufspalten. Als Bestandteil von Methangas steigt Wasserstoff bis in die Stratosphäre, wo er ins Weltall entschwinden kann. Noch heute sollen so jährlich rund 100 000 Tonnen

TIEFE. Die tiefste Stelle des Weltmeers befindet sich mit rund 11 000 Metern im 2400 Kilometer langen Marianengraben im westlichen Pazifik. Der Wasserdruck in dieser Tiefe beträgt rund 1070 bar und damit rund das Tausendfache des normalen atmosphärischen Drucks.

ANSTIEG. 17 bis 21 Zentimeter ist der Meeresspiegel im 20. Jahrhundert angestiegen. Seit den Neunzigerjahren scheint sich der Anstieg zu beschleunigen. Einige Studien erwarten bis in das Jahr 2100 einen Anstieg des Meeresspiegels von bis zu zwei Metern.

Wasserstoff die Erdanziehung verlassen.

WELTMEERE. Die Begriffe «sieben Weltmeere» existierte schon in der Antike, obwohl damals nicht die heutigen Ozeane – Nordpolarmeer, Südpolarmeer, Nordatlantik, Südatlantik, Nordpazifik, Südpazifik und Indischer Ozean – gemeint waren. Für die Griechen und Römer waren die sieben Weltmeere das Ionische und Ligurische Meer sowie das Tyrrhenische Meer, die Adria, die Ägäis, das Schwarze und das Mitteländische Meer.

KATASTROPHEN. Als grösste Katastrophe der Schifffahrt gilt der Untergang einer römischen Kriegsflotte in einem Sturm vor Sizilien im Jahr 255 vor Chris-

tus. 300 Schiffe mit rund 100 000 Soldaten, Rudern und Gefangenen versanken im Meer. Die grösste Schiffs-katastrophe der Moderne war die Versenkung des deutschen Passagierschiffs «Wilhelm Gustloff» durch ein sowjetisches U-Boot am 30. Januar 1945 in der Ostsee. Bei dem Angriff starben rund 9000 Menschen.

STURM. Winde einer Stärke von mindestens 9 Beaufort (74,9 Kilometer pro Stunde) werden als Sturm bezeichnet. Ab Windstärke 12 (117,7 Kilometer pro Stunde) spricht man von einem Orkan.

CONTAINER. Die Firma Mediterranean Shipping Company (MSC) mit Sitz in Genf ist die zweitgrösste Container-Reederei der Welt, hinter der

dänischen Maersk Line. Unter der Flagge der MSC fahren (Stand Juli 2014) 463 Schiffe mit einer Container-Kapazität von insgesamt 2,4 Millionen TEU (Twentyfoot Equivalent Unit). Rund 90 Prozent der Stückgüter des Welthandels werde heute mit Containerschiffen transportiert. Die 20 grössten Container-Reedereien beherrschen 80 Prozent des Weltmarktes.

MISSION. Das Meer taucht auch in der Bibel als Motiv auf. Eher im Neuen als im Alten Testament allerdings, da die Israeliten keine Seefahrer waren. Der bekannteste biblische Seefahrer war Paulus. Ohne seine Reisen hätte sich das Christentum nicht so rasch im Mittelmeerraum verbreitet.

THOMAS ILLI

Ein Arbeiter verlässt den Kran, mit dem die Container auf die Schiffe verladen werden, Hafen von Algeciras im Süden Spaniens



Muntaz Ahmed, Kapitän und letztes Besatzungsmitglied an Deck des Schiffs «Stratis II» im Hafen von Barcelona beim Gebet; auch sein Arbeitgeber zahlt nicht mehr und ist unauffindbar



Er geht nicht von Bord: Seemann Taksim Karaosman auf der «Barika» im Hafen von Istanbul



rechte auch in internationalen Gewässern gelten. Aber hallo: Bin ich die meiste Zeit meines Lebens irgendwo gewesen, wo keine Menschenrechte gelten?

Was sagen Ihnen solche Fragen?

Dass man nicht abstumpfen darf und ganz genau hinschauen muss, was an den Küsten Europas passiert. Daran arbeitet der Verein Borderline Europe, den wir 2007 gegründet haben. Wir wollen die Welt darauf aufmerksam machen, dass an den Grenzen Europas passiert, was nicht passieren dürfte. Wir sind nur elf Leute und halten viele Vorträge.

Den Verein, der das Flüchtlingselend dokumentiert, haben Sie gegründet, nachdem Sie mit der Rettung von Bootsflüchtlingsen Berühmtheit erlangten. Wie lief das genau ab?

Am 19. Juni 2004 liefen wir von Malta Richtung Nordafrika aus. Einen Tag später sahen wir dieses Gummiboot mit 37 Leuten. Zunächst dachten wir, dass das Arbeiter von einer Ölbohrplattform seien. Doch dann winkten sie wie wild mit einem roten T-Shirt. Sie schrien, ihr Gummiboot verliere Luft. Der Motor qualmte schon. Also nahmen wir sie an Bord. Ein Kapitän muss jeden, der in Seenot gerät, in einen sicheren Hafen bringen. Das ist eine Seemannsregel.

Nur den sicheren Hafen fanden Sie nicht.

Für den Hafen von Lampedusa war unser Schiff zu gross. Also fuhren wir Agrigento an. Die Italiener funkten uns aber: Ihr dürft nicht einlaufen. Fertig. Dann sind wir elf Tage zwanzig Kilometer vom Land entfernt in internationalen Gewässern hin und her gefahren. Die Krankenschwester musste die Flüchtlinge mit Beruhigungsmitteln behandeln. Sie waren mit den Nerven völlig fertig, einige wollten über Bord springen.

Sie fuhren den Hafen ohne Erlaubnis an?

Ich stellte ein Ultimatum: Entweder ich erhalte die Erlaubnis zum Einlaufen oder ich mache einen Seenotfall geltend. Wieder kam keine Antwort. Ich fuhr den Hafen an, einen halben Kilometer davor mussten wir den Anker werfen. Erst am nächsten Morgen durften wir einlaufen. Elias Bierdel, der erste Offizier und ich wurden gleich verhaftet wegen «bandenmässiger Beihilfe zur illegalen Einreise in einem besonders schweren Fall». Diese harte Linie gab jedoch nur Rom vor. Die Polizisten, die uns ins Gefängnis fahren mussten, entschuldigten sich und luden uns unterwegs zuerst einmal zu einem Eis ein.

Was passierte mit den Flüchtlingen?

Sie wurden nach Ghana abgeschoben. Von dort stammte ziemlich sicher keiner von ihnen. Das war den Italienern egal.

Sie haben ein Abkommen mit Ghana. Der dortige Minister kriegt für jeden Flüchtling, den er aufnimmt, Schwarzgeld.

Sie haben uns erzählt, dass jeder Seemann Angst bekommt auf stürmischer See. Diese Menschen setzen sich in kleine Gummiboote oder absolut seeuntaugliche Holzschiffe.

Auf vielen Booten steht sogar: Nur unter Aufsicht von Erwachsenen benutzen. Die Leute wissen, wie gefährlich die Reise ist. Doch sie haben in ihrer Heimat keine Perspektive. Sie sagen sich: Bevor wir hier im Sand sitzen bleiben und sterben, versuchen wir irgendwas. Sie lassen sich durch Einreisegesetze nicht stoppen.

Und genau dieser verzweifelte Fatalismus macht den Menschen in Europa Angst.

Ja, hoffentlich. Wir müssen etwas tun in den Ländern, wo die Leute herkommen. Aber erst mal sollten wir keinen ersaufen lassen. Auf lange Sicht brauchen die Menschen in ihrer Heimat Perspektiven. Wir wissen doch ganz genau, wie sehr wir mit diesem Elend verstrickt sind. Unsere Industrien sind an den Verhältnissen mitschuldig. Mir erzählte ein Nigerianer, wie er sein Dorf verlassen musste, weil eine Ölfirma dort bohren wollte. Das Dorf wurde von Paramilitärs geräumt, die Bevölkerung vertrieben. Einfach so.

Aber dass die Menschen dann ihr Leben aufs Spiel setzen und in Griechenland oder Italien stranden, kann ja nicht die Lösung sein.

Es gibt viel zu tun. Doch wie kommt man gegen Industrien, Banken und gegen eine Politik an, die nur immer Dollarzeichen im Kopf haben? Vielleicht indem man allen Leuten erzählt, was wirklich abläuft. Wenn Sie hier in der Schweiz den Leuten auf der Strasse erzählen, dass zwischen der Türkei und Griechenland unsere Europäer die kleinen Gummiboote aufschlitzen und die Leute ertrinken lassen – sozusagen in unserem Auftrag –, wird Ihnen keiner sagen, das ist mir egal. Das wollen die Leute nicht.

Es werden Boote aufgeschlitzt?

Ja. Oder wenn es Holzboote sind, schleppt die Marine so schnell, dass sie auseinanderbrechen. Oder sie setzen Flüchtlinge auf einer unbewohnten Insel aus und fahren wieder weg. Da passieren wirklich schreckliche Dinge.

Und Sie verzweifeln nicht daran, zu sehen und immer wieder zu erzählen, was passiert?

Normalerweise lese ich am Wochenende nichts, was mit Flüchtlingen zu tun hat. Und ich habe das Glück, drei super Söhne zu haben und ganz tolle Freunde. So muss es sein. Lebt man selbst in schlimmen Verhältnissen, kann man sich auch nicht um andere kümmern.

INTERVIEW: CHRISTA AMSTUTZ UND FELIX REICH

Der Appetit auf Fisch ist viel zu gross

Alles Leben auf der Erde kommt aus dem Meer. Siebzig Prozent des Meeres sind aber noch immer unerforscht. Bekannt sind bislang rund 250 000 Arten von Meeresbewohnern. Sie haben sich über die Jahrtausende den veränderten Umwelteinflüssen angepasst. Heute ist das Leben im Meer jedoch ernsthaft bedroht.

GEFAHREN. Der Anstieg von Treibhausgasen wie Kohlendioxid (CO₂) verändert den pH-Wert des Meeres, es versauert. Korallen und Kieselalgen, das Grundnahrungsmittel der meisten Meeresbewohner, sterben ab. Die Verschmutzung der Meere durch Industrieabfälle, Plastik und Rohstoffgewinnung stört das Ökosystem empfindlich. Leiden tut das Meer – und ebenso die Bewohner von Küstengebieten auf der südlichen Halbkugel – auch an der Überfischung.

SCHLEPPNETZE. Weil in europäischen Gewässern nicht mehr genügend zu holen ist, fischen riesige Trawler

(Schleppnetzschniffe) zum Beispiel aus Litauen vor Marokko oder spanische Flotten in der Südsee. Mit Trawlern wird mehr gefischt, als durch natürliche Vermehrung nachwachsen kann. Sie sind schwimmende Fischfabriken, die 200 000 Kilogramm Fisch problemlos an einem Tag fangen und verarbeiten können. Gemäss WWF müssten neunzig Prozent der kommerziell genutzten Fischbestände gesont werden. «Rund um den Globus läuft ein Grossteil der Fischerei aus dem Ruder», fasst Heike Vesper, Leiterin Meeresschutz beim WWF Deutschland, zusammen. «Weiter machen wie bisher ist definitiv keine Option.»

POLITIK. Die Überfischung der Meere steht deshalb bei der Europäischen Union seit Jahren auf der Traktandenliste. Im Rahmen der Gemeinsamen Fischereipolitik (GFP) legt die EU seit einigen Jahren jährliche Fangquoten fest – für Tiefseearten zweijährliche. Sie will damit die europäische Fisch-

wirtschaft erhalten und die Meeresumwelt «nicht weiter zerstören». Spätestens ab 2020 sollen die Fangmengen so angepasst sein, dass nur noch so viel gefischt wird, wie auch nachwachsen kann.

NACHFRAGE. Knapp zwanzig Kilo Fisch in einem Jahr essen Menschen im Durchschnitt weltweit. Und die Nachfrage nach Fisch und Meeresfrüchten nimmt zu. Weil die Fischgründe im Meer erschöpft sind, konzentriert sich die Fischereindustrie verstärkt auf Fischzucht. Vor allem Karpfen, Lachs und Steinbutt werden kultiviert (Fishfarming), aber auch Krebs-, Schwamm-, Weich- und Schalentiere, Meerespflanzen (Algen) und sogar Frösche und Krokodile kommen aus Aquakulturen.

ZUCHT. Laut einem Bericht der UNO-Ernährungsorganisation stammen fast fünfzig Prozent aller Speisefische weltweit aus Fischzuchten. Das Problem dabei ist, dass viele Zuchtfische Raubfische sind (Forellen, Lachs, Kabeljau, Thunfisch),

die wiederum Fisch als Nahrung brauchen und fast nicht mit dem in der Fischerei als Abfallprodukt anfallenden Fischmehl gefüttert werden können. Besonders die Zucht von Thunfischen ist fragwürdig. Für ein Kilo Thunfisch braucht es fünfzehn bis zwanzig Kilo Futterfisch aus dem Meer. Thunfische schwimmen mit Geschwindigkeiten bis zu achtzig Stundenkilometern und durchqueren innert Wochen ganze Ozeane. «Keine noch so grosszügige künstliche Anlage kann diesen Bedürfnissen auch nur annähernd gerecht werden», bemängelt der Verein «fairfish», der sich für Tier-, Naturschutz, fairen Handel in Fischerei und Fischzucht einsetzt.

TRADITION. Dabei wäre die Fischzucht eine sinnvolle Alternative. Sie hat in Europa und Ostasien eine jahrtausendealte Tradition, etwa die Karpenteichwirtschaft. Der Karpfen ernährt sich von am Boden lebenden Kleinlebewesen wie Insektenlarven, Schnecken und Würmern. Durch das Düngen

der Teiche mit organischen Abfällen kann die Produktivität gesteigert werden. Für die überfischten südlichen Regionen wären Fischteiche eine Chance, weil nicht oder nur wenig zugefischt werden müsste. Zudem hätten Menschen mit wenig Aufwand Nahrung und Einkommen. Solche Formen der Fischzucht gibt es zum Beispiel in Thailand in den Klongs (Kanälen).

KONSUMENT. Für Billo Heinzpeter Studer, Co-Präsident von «fairfish», ist klar: «Eine Alternative zur Überfischung ist die Fischzucht nur dann, wenn sie weniger Fisch verfüttert, als sie uns auf den Teller bringt.» Wenn schon Fisch, dann empfiehlt der Fachmann Friedfische wie Karpfen, Tilapia oder Pangasius aus nachhaltiger Zucht mit Bio-Label oder Siegel von Friend of the Sea (FOS). Nachhaltige Fischerei garantieren die Labels FOS oder MSC. Wer nur einmal im Monat Fisch isst, leistet zusätzlich seinen Beitrag zur Ökologie. **RITA GIANELLI**

Engagement statt Furcht

NAHER OSTEN/ Sie sind eine Minderheit in der christlichen Minderheit: Die Evangelischen beraten sich in Kairo über die Zukunft in ihren Heimatländern.

Unsicherheit, Unterdrückung, Krieg und Terror – und jetzt noch die besonders barbarischen und schlagkräftigen IS-Milizen. Es sind dramatische Zeiten für die Christen im Nahen Osten. Das war auch spürbar an der Konferenz der Gemeinschaft Evangelischer Christen im Nahen Osten (FMEEC) vom 10. bis 12. September in Kairo. Und doch ging es den Tagungsteilnehmern nicht darum, die eigene Situation zu beklagen. Den Schrecken und die Angst begegnen sie mit einem ehrgeizigen Gegenwurf: noch mehr Einsatz für Bildung und Entwicklung statt Emigration, noch mehr interreligiöse Bemühungen statt Abgrenzung, noch mehr Glaube statt Furcht.

ZUKUNFT BAUEN. Vielleicht war es der Mut der Verzweiflung; auf jeden Fall aber waren es keine leeren Worte vom sicheren Konferenztisch aus. Die evangelischen Christen wissen, wovon sie sprechen. In ihren Kirchen im Irak und in Syrien leiden und sterben Menschen, die dortigen Pfarrer haben Schlimmes zu berichten. Sie erzählen davon, aber nur auf Anfrage, und auch das mit leisem Widerwillen. An der Konferenz selber gab es kaum Schreckensberichte. Das war auch nicht nötig. Die Mitglieder der FMEEC wissen sowieso Bescheid, sie stehen in Kontakt untereinander. Sie haben auch rasch Hilfslieferungen in die Krisengebiete organisiert – Hilfe, die allen zugutekommt, nicht nur den eigenen Mitgliedern.

Allen Islamisten zum Trotz: Im Zentrum der Konferenz stand das Zusammenleben mit den muslimischen Nachbarn, die Suche nach politischen und interreligiösen Konzepten für die Zukunft. Dafür waren auch muslimische Forscher, Politiker und Geistliche eingeladen worden. Sie wiesen allesamt auf den wichtigen Beitrag der Christen beim Aufbau demokratischer Zivilgesellschaften hin und verurteilten den Terror von Dschihadisten wie jenen des IS.

«Diese Leute sind keine Muslime, sie sind Mörder», sagte Scheich Muhammad El Din Afifi von der Kairoer Al-Azhar-Universität, der Lehrinstanz des sunnitischen Islam. Und er betonte: «Unser Land gehört den Christen genauso wie den Muslimen.»

ZIVILGESELLSCHAFT STÄRKEN. Der Islam könne als Religion nicht mit den Taten von Extremisten gleichgesetzt werden – das war an der Konferenz unbestritten. Die evangelischen Christen bekräftigen



Scheich El Din Afifi (Azhar-Universität), der evangelische Moderator Jarjour und Exminister Shams El Din (beide Beirut)

ihren Willen, sich auch weiterhin für ein friedliches Zusammenleben mit den Muslimen einzusetzen. «Sie sind unsere Nachbarn und Freunde, seit jeher, trotz allen Wirren der Geschichte.»

Klar wurde aber auch: Einigkeit am interreligiösen Konferenztisch reicht nicht aus. Die Friedensbotschaft muss zu den Massen gelangen. Darum appellierten die FMEEC-Mitglieder an ihre muslimischen Partner, vermehrt auf die Basis einzuwirken und zum Beispiel Hasspredigern früh Einhalt zu gebieten.

Immer wieder betonten die Tagungsteilnehmer die Bedeutung von Bildung und Entwicklung als tauglichste Mittel gegen Extremismus. Die aus europäischen und amerikanischen Kirchen hervorgegangenen evangelischen Kirchen im Nahen Osten engagieren sich in ihren Heimatländern seit jeher in diesen Bereichen, betreiben Schulen und Spitäler, die allen offenstehen.

Ein Beispiel für dieses soziale Engagement ist das Hilfswerk der evangelischen Kirche in Ägypten, das sich unter anderem für die vielen Flüchtlinge in Kairo einsetzt. Der Präsident der FMEEC, Andrea Zaki ist Direktor dieses Hilfswerks und lud zum Fest an dessen Sitz. Denn trotz allem gab es Grund zum Feiern: Die Gemeinschaft der evangelischen Christen im Nahen Osten wurde vierzig und

beging dies mit einer grossen Torte, Gratulationen von muslimischen und koptischen Gästen und politischer Prominenz. Eine Delegation der Konferenz war zuvor vom Oberhaupt der Azhar-Universität, Grossscheich Tayyeb, und vom ägyptischen Ministerpräsidenten Mahlab empfangen worden.

SICHTBAR SEIN. An der Konferenz in Kairo nahmen auch Partner der Gemeinschaft aus Europa und den USA teil. Der Schweizerische Evangelische Kirchenbund war durch Serge Fornerod, Leiter Aussenbeziehungen, vertreten. Im Gespräch mit den internationalen Gästen wurde klar, dass es nebst humanitärer Hilfe und politischer Lobbyarbeit auch Bemühungen braucht, um das reiche Erbe und Wirken der Christen im Nahen Osten weltweit sichtbar zu machen.

Mit Blick auf den Westen zeigten sich die FMEEC-Mitglieder besorgt über die wachsende Islamfeindlichkeit, aber auch über das partielle Desinteresse an den verfolgten Christen. Eine ihrer Bitten war: «Helft uns, den Reichtum des interreligiösen Zusammenlebens euren Gesellschaften genauso bewusst zu machen wie den spirituellen Reichtum, den wir als orientalische Christen zu bieten haben.» Und: «Hört nicht auf, für uns zu beten.» **CHRISTA AMSTUTZ**

Evangelische Kirchen im Nahen Osten

In der Fellowship of Middle East Evangelical Churches (FMEEC) sind sechzehn anglikanische, lutherische und reformierte Kirchen aus zwölf Ländern des Nahen Ostens und Nordafrikas zusammengeschlossen. Die Gemeinschaft hat ihren Sitz in Beirut. Im aktuellen Vorstand arbeiten Vertreter von Kirchen aus Ägypten, Israel/Palästina, Jordanien, Libanon und Syrien mit. Der Schweizerische Evangelische Kirchenbund unterhält enge Beziehungen zur FMEEC.

www.fmeec.com,
www.kirchenbund.ch

SPIRITUALITÄT IM ALLTAG

LORENZ MARTI
ist Publizist
und Buchautor



Lesebrillen sind Fenster zu tieferen Einsichten

AUGEN. Eines Tages war es so weit: Ich benötigte eine Lesebrille. Seither begleitet sie mich überallhin. Ab und zu verschwindet sie auch, und ich muss mir eine neue besorgen. Schon für den Kauf einer Lesebrille braucht es aber eine Lesebrille, weil alles so winzig klein angeschrieben ist. Überhaupt, das Einkaufen: Oftmals stehe ich vor den Gestellen und wühle beharrlich im Rucksack, um mein Nasenvelo zu finden. Mit diesem Verhalten mache ich mich bestimmt verdächtig, und ich warte nur auf den Augenblick, wo ich als vermeintlicher Ladendieb festgenommen werde.

NATUR. Es ist lästig, dass ich ohne Brille das Kleingedruckte nicht mehr lesen kann. Eine Alterserscheinung, die Sehkraft lässt mit den Jahren nun einmal nach. Es gibt Wissenschaftler, welche das Auge aus diesem Grund für eine Fehlkonstruktion halten. Ein guter Ingenieur, so behaupten sie, hätte es besser gemacht. Aber die Natur ist nun mal kein Ingenieur. Und nicht alles, was sie hervorbringt, ist optimal. Aber immerhin: Dass Sie jetzt diese Zeilen lesen können, ist doch eine erstaunliche Leistung unseres nicht ganz perfekten Sehorgans.

GLÄSER. Sehhilfen gibt es erst seit dem späten Mittelalter. Vorher waren die älteren Menschen darauf angewiesen, dass jüngere ihnen vorlasen. Nicht alle waren in der privilegierten Lage eines Cicero, der sich einen Sklaven für die Vorlesedienste leisten konnte – und das übrige beschwerlich fand. Im 13. Jahrhundert fertigten italienische Mönche nach der Vorlage des arabischen Gelehrten Ibn al Haitham die ersten geschliffenen Gläser an, mit denen sich Buchstaben vergrössern liessen. Sie kamen vorwiegend in Klöstern zum Einsatz.

PETRUS. Ausserhalb der Klostermauern konnten sich nur Begüterte und Gelehrte solche kostspieligen Gläser leisten. Die Brille galt als Statussymbol. So kam auch Petrus posthum zu einer Lesebrille: Auf mittelalterlichen Bildern wurde der Apostel mit Brille dargestellt, um ihn als gelehrten Träger heiligen Wissens hervorzuheben. Das Vorurteil, dass Brillenträger die klügeren Menschen sind, hält sich bis heute hartnäckig. Bei mir ist das leider anders: Ich sehe mit der Brille nicht viel klüger aus, dafür viel älter.

HERZ. Jetzt wird es aber Zeit, die Vorteile meiner Sehhilfe zu loben. Der Universalgelehrte Nicolaus Cusanus hilft mir dabei. Für ihn hat die Brille eine beinahe mystische Qualität, weil sie Unsichtbares sichtbar macht: Verborgenes werde enthüllt und erhalte einen tieferen Sinn, argumentierte er. Nun gut, ich bin schon froh, wenn ich eine gewöhnliche Preisetikette entziffern kann. Doch es kommt noch besser. Im ältesten Gedicht, in dem eine Brille erwähnt wird, heisst es: So wie die Brille die Schrift vergrössert, so vergrössert das Herz die Tugenden. Super! Wenn dies tatsächlich parallel läuft, dann habe ich definitiv nichts mehr gegen meine Lesebrille einzuwenden.

LEBENSFRAGEN

Kommen nur Christen in den Himmel?

FRAGE. Ist der Himmel nur für Christen? Glauben Muslime, Buddhisten und Hindus das Falsche, und ist das ihr Pech? Was sagt die Bibel dazu?

ANTWORT. Wer in den Himmel will, ist sicher religiös, aber im Himmel haben Religionen dennoch nichts zu suchen. Es geht ja nicht darum, wer in den Himmel kommt. Der Himmel, von dem die Bibel zeugt, ist der Himmel, der zu uns kommt – oder wie Jesus es sagte: das Königreich, das nahe herbei gekommen ist. Gemeint ist eine Herrschaft, die nicht den Regeln der Herrschaften folgt, an die wir uns gewöhnt haben. Die Berg-

predigt beginnt mit der provokativen Regierungserklärung des Himmels: «Selig sind die Armen, denn ihnen gehört das Reich der Himmel; selig sind die Friedensstifter, denn sie sollen Kinder Gottes heissen.» (Matthäus 5, 3 ff.)

Dann folgen Angaben, wie sich Bürgerinnen und Bürger des Himmelreichs verhalten. Sie beten und tun das Gerechte. Sie sind nicht mehr Unterdrückte, weil einer für sie spricht, der den Widerspruch wagte. Sie lassen sich nicht von den Sorgen auffressen, weil sie das tägliche Brot empfangen. Wer es hört und wer es glaubt, wird selig! Die Vorstellung einer jenseitigen Welt, in der aufgrund von Religionszugehörigkeit entschieden würde, wer drinnen ist und wer nicht, ist im Licht dieser Botschaft gesehen unchristlich. Sie verwechselt Religion mit Glauben. Das macht Religion weder gleichgültig, noch sind alle Religionen gleich gültig. Schon die Reformatoren haben zwischen der wahren und der fal-

schigen Religion unterschieden. Aber die falsche Religion ist nicht die Religion der Anderen, sondern der eigene Unglaube!

Eben das ist das Kennzeichen einer wahren Religion: dass Menschen umkehren und dem Geist der Seligpreisungen nachleben. Dann kommt ein Stück vom Himmel auf Erden zum Vorschein. Und was ist, wenn Anhänger einer anderen Religion etwas davon bei den Christen entdecken, darüber ihren Gott preisen, und fromme Hindus oder Moslems bleiben? Am Ende sind sie die besseren Christen als das Heer der Getauften, das die Hoffnung auf den Himmel, der kommt, vergessen hat.

RALPH KUNZ ist Professor für Praktische Theologie an der Universität Zürich



Reformationskollekte 2014 Sonntag, 2. November

Aufruf zur
Reformationskollekte
Protestantische Solidarität
Schweiz



Die Kollekte am diesjährigen Reformationssonntag ist bestimmt für die

Renovation der Kirche Andeer

Hoch über dem Dorf thront auf einem Hügel die evangelisch-reformierte Kirche Andeer. Der schöne Bau von 1673 ist in schlechtem Zustand. Die unaufschiebbare Renovation überfordert die kleine Berggemeinde. So appellieren wir an die Solidarität aller Protestanten in der Schweiz.

Ein behindertengerechter Zugang. Der steile, mit runden Wackersteinen gepflasterte Fussweg schliesst - nicht nur im Winter und bei Nässe - Gehbehinderte vom Gottesdienst aus, ja selbst von der Abdankung eines Familienangehörigen. Eine Fahrstuhlanlage soll allen den Zugang zur Kirche ermöglichen. Endlich wird auch eine WC-Anlage realisiert.

Finanzierung

Gesamtkosten	CHF 2'330'000
kant. Denkmalpflege	CHF 232'000
Evang.- Ref. Landeskirche GR	CHF 833'000
Anteil Politische Gemeinde	CHF 498'000
Fehlbetrag	CHF 767'000

Die Reformationskollekte möchte der Gemeinde mindestens die Hälfte dieser Summe abnehmen.

Herzlichen Dank für Ihre Spende!

Weitere Informationen unter www.soliprot.ch

Protestantische Solidarität Schweiz
4000 Basel
Konto 40-27467-8

reformiert.

«reformiert.» ist eine Non-Profit-Kooperation von vier reformierten Mitgliederzeitschriften. Im Gebiet der reformierten Kirche Bern-Jura-Solothurn erreichen wir jeden Monat rund 600 000 Leserinnen und Leser. Für die Redaktion in Bern (vormals saemann) suchen wir per 1. April 2015 oder nach Vereinbarung

eine Redaktorin / einen Redaktor mit Schwerpunkt Print 60–80%

Was bringen Sie mit?

- Sie sind Journalist/in BR und verfügen über mehrere Jahre Berufserfahrung vorzugsweise auch im Redaktionsbetrieb
- Sie interessieren sich für kirchliche, gesellschaftliche und ethische Themen
- Sie besitzen Flair für hintergründige, populär präsentierte Berichte
- Sie wollen mit Ihrer Arbeit kirchennahe und kirchenferne Menschen ansprechen
- Sie verfügen über ein hohes Mass an Sozialkompetenz
- Sie haben Freude an der Arbeit und können dies auch zum Ausdruck bringen
- Sie gehören vorzugsweise der evangelisch-reformierten Landeskirche an
- Sie haben eine Affinität zur Konvergenz und sind in der Lage, sowohl Berichte für die Druckausgabe als auch für die Newsredaktion zu verfassen

Zudem baut reformiert. die Internetredaktion aus. Deshalb suchen wir auf der Redaktion Bern ebenfalls per 1. April 2015 oder nach Vereinbarung

eine Redaktorin / einen Redaktor mit Schwerpunkt Internet 60%

Nebst den bereits für die Redaktionsstelle Print beschriebenen Anforderungen bringen Sie folgendes mit:

- Sie verfügen über breite Kompetenzen im Online-Journalismus
- Sie haben Erfahrung und Routine im technischen Unterhalt und in der Weiterentwicklung von Newsportalen
- Sie sind kompetent im Umgang und im Einsatz sozialer Medien
- Sie sind bereit und in der Lage, eine konvergente Arbeitsweise umzusetzen
- Sie sind in der Lage, Ihr technisches und praktisches Wissen im Rahmen von Weiterbildungen allen Redaktionsmitgliedern von reformiert. weiterzugeben

Was können Sie von uns erwarten?

- Eine tolle Aufgabe mit viel eigenem kreativen Handlungsspielraum
- Eine Redaktion und eine Geschäftsstelle, die sich als ein engagiertes Team verstehen, welches humorvoll zur Sache geht
- Überdurchschnittlich gute Anstellungsbedingungen
- Ein breites Netzwerk, viele Kontakte und eine spannende Kooperation mit anderen Redaktionen, Druckereien und weiteren Partnern
- Einen attraktiven Arbeitsplatz im Berner Mattequartier

Interesse geweckt? Dann senden Sie Ihre vollständigen Bewerbungsunterlagen mit Foto per E-Mail bis 20. Oktober 2014 an verlag.bern@reformiert.info. Gerne erteilen Ihnen Redaktionsleiter Hans Herrmann und Geschäftsleiter Manfred Baumann weitere Auskünfte unter 031 398 18 30. Wir freuen uns auf Sie!

Verein reformiert. Bern | Jura | Solothurn, Redaktion und Verlag, Gerbergasse 23, Postfach 312, 3000 Bern 13, www.reformiert.info



Universität
Zürich^{UZH}

Advanced Studies in Applied Ethics

Ethik – zentral zur Schärfung Ihres Profils!

Im Februar 2015 starten erneut unsere 1-3-jährigen berufsbegleitenden Weiterbildungsstudiengänge:

- Master of Advanced Studies in Applied Ethics, 4 Semester (Februar 2015 bis Januar 2017)
- Diploma of Advanced Studies in Applied Ethics, 3 Semester (Februar 2015 bis Oktober 2016)
- Certificate of Advanced Studies in Biomedical Ethics, 2 Semester (Februar 2015 bis Oktober 2015)

Die Studiengänge vermitteln fundierte Kenntnisse in den Fragestellungen, Methoden und Positionen der Angewandten Ethik und vertiefen diese Kompetenzen zu einer eigenständigen Analyse und Beurteilung ethischer Herausforderungen.

Weitere Informationen und Anmeldung zum gesamten Angebot unter:

www.asae.ch

Vortragsreihe

Die Zukunft religiöser Minderheiten im Nahen Osten

■ **Das IS-Kalifat und die Kriege des Westens in Syrien und im Irak – Eine Kampfansage an die religiöse Vielfalt im Nahen Osten**

■ **Mittwoch | 8. Oktober 2014 | 18.00 Uhr**
Hotel Glockenhof | Sihlstrasse 31 | 8001 Zürich

■ **Patrick Cockburn**
Journalist und Nahost-Experte



Autor mehrerer Bücher, darunter:
The Jihadis Return: ISIS and the New Sunni Uprising (OR Books, 2014)

Englisch mit deutscher Simultanübersetzung
Eintritt frei | ohne Anmeldung

Bisherige Vorträge im Video:
www.middle-east-minorities.com



Unterwegs zum Du

erfolgreiche Partnersuche • www.zum-du.ch

Basel / Nordwestschweiz 061 313 77 74
Bern / Mittelland 031 312 90 91
Ostschweiz 052 536 48 87
Zürich / Zentralschweiz 052 672 20 90

Liebe
Partnersuchende

Tun Sie den ersten Schritt –
Alles weitere schaffen wir gemeinsam!

PRO DUE

Andrea Klausberger - 071 866 33 30
www.produe.ch

Seit 20 Jahren
vertrauensvoll, kompetent, erfahren

Hier könnte
Ihr Inserat stehen!

Ein Inserat dieser Grösse kostet Fr. 230.-. Damit erreichen Sie 250 369 Leser im Kanton Zürich.

Koemedia AG, Telefon 071 226 92 92, info@koemedia.ch



Weltweit erblindet jede Minute ein Kind. Schenken Sie Augenlicht!

Senden Sie eine **SMS** an **339** mit **CBM10** und spenden Sie **10 Franken** an eine Graue-Star-Operation.

Online-Spende auf
www.cbmswiss.ch





Maxe Sommer inmitten der Bilder, die ihm Kunstschaaffende für seine jüngste Wohltätigkeitsauktion zur Verfügung stellten

Der pfiffige Galerist mit dem Helfersyndrom

PORTRÄT/ Wenn Kunstvermittler Maxe Sommer zur Benefizauktion ruft, greifen Künstler gerne ins Regal – und prominente Bietende tief in den Sack.

Das Geld ist Maxe Sommer an diesem Abend nur so zugeflossen, auch in Form von Spenden in Kuverts, hier zweihundert, da dreihundert, dort zweitausend Franken. «Und als ich nach der Veranstaltung in die Jackentasche griff, steckte darin auch noch ein Umschlag mit fünftausend Franken – ohne Namensangabe.» Bei ihm, der die Leute oft mit einer Umarmung begrüsse, sei es schon möglich, etwas unbemerkt in die Jacke zu schmuggeln, sagt er lachend.

An der grossen Benefizauktion, die der Galerist, Kurator und Kunstvermittler Maxe Sommer im bernischen Burgdorf durchgeführt hat, kamen etwa eine halbe Million Franken zusammen. Im Publikum sass auch Prominente, so etwa der Kabarettist Emil Steinberger, der Bauriese Bruno Marazzi oder die TV-Wetterfee Sandra Boner. Das Geld geht an jene Behinderteninstitution, in der Sommers vor einem Jahr verstorbene Tochter Martina gelebt hatte.

HELFEN. «Ich habe vielleicht so etwas wie ein Helfersyndrom», sagt er. Das sei denn auch der Grund, weshalb er seit

1999 sporadisch Auktionen zugunsten von Benachteiligten durchführe. Für cerebral gelähmte und krebskranke Kinder, für eine Schule in Sierra Leone oder für Menschen in Afrika, die an Wassermangel leiden. Stets hätten die angefragten Künstlerinnen und Künstler grosszügig Werke zur Verfügung gestellt, darunter Leute wie Franz Gertsch, Schang Hutter, Bernhard Luginbühl, Markus Rätz oder Urs P. Twellmann.

MALEN. Maxe Sommer zog es schon früh zur bildenden Kunst. Bereits in der Schule verspürte er eine entsprechende Neigung, und kurz nach seiner Lehre als Pöstler begann er, mit Farben zu experimentieren, dann ernsthaft zu malen. In den 1980er-Jahren lernte er über einen befreundeten Künstler in Bern den Eisenplastiker Jean Tinguely kennen – und konnte bei ihm als Assistent einsteigen. Hier, im international vernetzten Kunstbetrieb, öffnete sich Maxe Sommer die Tür zum neuen Lebensweg: «Ich entdeckte mein Flair, Kunst an Liebhaber zu vermitteln.» 1991 eröffnete er in Burgdorf einen Kunsthandel, später

Maxe Sommer, 55

kam im Dorf Trubschachen zur Welt und wuchs in den Sumiswälder Hügeln auf. Damals hiess er noch Max, das «e» kam später dazu. Heute lebt er mit seiner Familie auf dem Kaltacker in Heimiswil, also nach wie vor im Emmental. Als Kunstvermittler war er an der Seite des Industriellen Willy Michel bei der Schaffung des Museums Franz Gertsch in Burgdorf beteiligt.

seine Kunsthalle, und kurz nach der Jahrtausendwende richtete er in Solothurn in einer ehemaligen Kapelle das Haus der Kunst ein.

Er kennt sie fast alle persönlich, die tonangebenden Schweizer Kunstschaaffenden der Gegenwart, dazu nicht wenige in Deutschland und Österreich. Mit vielen ist er befreundet, und manchmal beweist er ihnen seine Freundschaft ziemlich spektakulär. Als etwa die Plastikerin und Malerin Eva Aeppli eine kaputte Kniescheibe hatte, stieg Maxe Sommer eines frühen Morgens ins Auto und fuhr vom Kaltacker mal eben rasch 550 Kilometer zu ihr in den Grossraum Paris. Dort kochte er der Künstlerin ein Currygericht, und nach dem Abwasch fuhr er wieder heim ins Emmental.

LEBEN. Hat Maxe Sommers helferische Ader auch einen christlichen Hintergrund? «Sicher. Es gibt viele, die über den Glauben reden. Ich lebe ihn lieber», antwortet er. Er sei fest davon überzeugt, dass es eine göttliche Dimension gebe. «Entweder man spürt sie, oder man spürt sie nicht.» **HANS HERRMANN**

GRETCHENFRAGE

HEIDI HAPPY, MUSIKERIN

«Es ehrt mich, dass meine Musik so viele bewegt»

Heidi Happy, wie haben Sie es mit der Religion?

Ich wurde katholisch erzogen und musste jeden Sonntag in die Kirche. Das machte mich zwar nicht gläubig, aber ich hörte dort viel schöne Musik, unter anderem meine Mutter, die als Sopranistin in der Kirche sang, was mich sehr inspirierte. Da ich fromme Kreise wiederholt als nicht kritikfähig erlebte und niemanden verletzen möchte, äussere ich mich lieber nur noch unter Freunden über Religion.

Sie schreiben und arrangieren Songs: Ist das nicht ein «göttliches Geschenk»?

Es sind eher Kräfte innen und aussen, die sich gut verstehen und zusammen Ideen spinnen.

Priska Zemp kam trotzdem durch die Kirche zur Musik?

Musik begleitet mich seit Geburt. Beide Eltern und meine drei älteren Geschwister musizierten, das Haus war voller Instrumente.

In welchen Momenten küsst Sie die Muse?

Für mein Album «Hiding With The Wolves» zog ich mich drei Monate an den Untersee zurück und schrieb dort allein, ohne Fernsehen und Internet. Mir reichten der See und ein Nussbaum im Abendlicht als Inspiration. Andere meiner Songs entstanden im Lärm, dann war es die Unruhe, die mich zum Schreiben trieb.

Wie fühlen Sie sich, wenn Sie auf der Bühne stehen und in Tausende verklärte Gesichter blicken?

Ich freue mich unwahrscheinlich und fühle mich geehrt, dass meine Musik so viele bewegt. In solchen Momenten muss ich mich manchmal konzentrieren, dass ich nicht losheule, da es mich so berührt.

«Flowers, Birds and Home», «On the Hills», «Golden Heart»: Ihre Albumtitel verströmen – wie Ihr Künstlerna – Leichtigkeit. Ist das der Grundton Ihres Lebens?

Ja. Ich verarbeite die meisten meiner Probleme in den Songs, was mich befreit. Und ich bin von vielen Leuten umgeben, die in meinen Grundton miteinstimmen können.

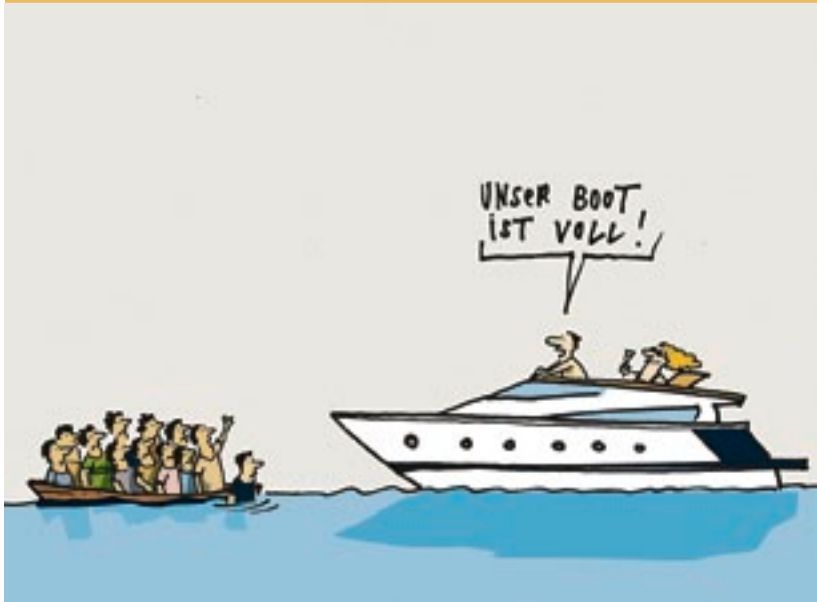
INTERVIEW: ANOUK HOLTHUIZEN



Heidi Happy, 34

heisst eigentlich Priska Zemp. Die Multiinstrumentalistin erobert mit ihrer warmen Stimme die Herzen des Publikums – und auch schon die Hitparade.

CHRISTOPH BIEDERMANN



DAS ANDERE LOKAL

QUARTIER HARD

GUTBÜRGERLICH UND NICHT ZU KNAPP

Hungrig muss niemand aufstehen vom Mittagstisch in der katholischen Kirchgemeinde St. Felix und Regula. Das Essen ist gutbürgerlich schweizerisch, zuweilen auch italienisch. Schon beim Salat kann man sich ausgiebig bedienen, und vom Kartoffelstock mit Hackbraten oder den Teigwaren gibts eine reichliche Portion. Zum Schluss kommt ein hausgemachtes Dessert dazu, Kuchen, Creme oder Fruchtsalat. Rund fünfzehn Menschen benutzen jeweils am Donnerstag über Mittag die Gele-

genheit, für zwölf Franken ein Menü inklusive Salat oder Suppe sowie Dessert mit Kaffee oder Tee in Gemeinschaft zu geniessen (Kinder und Jugendliche zahlen die Hälfte). Gäste sind oft Alleinstehende aus dem Kreis 4, aber auch aus der übrigen Stadt. Auf kulinarische Wünsche der Gäste wird Rücksicht genommen; regelmässig werden sie gefragt, was ihnen schmeckt – und das wird dann schmackhaft zubereitet. **STS**

MITTAGSTISCH. Do, 12–13.30 Uhr (ausser Sommerferien und Festtage), Café Felix und Regula, Hirzelstrasse 18, Anmeldung bis Mi, 12 Uhr, 044 405 29 79, info@felixundregula.ch oder direkt beim Sekretariat